

Deutsch-Rumänische Hefte

Caiete Germano-Române



Halbjahresschrift der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft

Publicație semestrială a Societății Germano-Române

Jahrgang XX • Heft 2 • Winter 2017

- | | |
|--------------------------|--|
| Dan Teodorovici | Urbane Moderne und Bukarester Stadtentwicklung
Randbemerkungen zum Stadtentwicklungsplan von 1934/35 |
| Gilles Duhem | Chișinău – städtebauliches Chaos als Spiegelbild einer verstorbenen
Gesellschaft? Zur Hauptstadt der Republik Moldau |
| Victor Neumann | Arbeit am Selbst. Wie Temeswar die Ausscheidung zur europäischen
Kulturhauptstadt gewann |
| Timo Hagen | Zwischen Verfall und kultureller Neuaneignung. Zum Zustand
sächsischer evangelischer Gemeindebauten im heutigen Siebenbürgen |
| Marlene Petritsch | Großpold – Alltagsleben in einem siebenbürgisch-deutschen Dorf
Zur Geschichte und zum Alltag der deutschen Minderheit in Rumänien |
| Daniela Marinache | Menschenhandel in Rumänien – Ausbeutung, Opferarbeit, Prävention
Moderne Sklaverei und ihre Folge |
| Gerhard Köpernik | In den Fallstricken der Geschichte
Malaxa, ein rumänischer Oligarch in bewegten Zeiten |
| Wolfgang Aschauer | La mulți ani!
Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller zum 75. Geburtstag |

Neue Bücher

Deutsch-Rumänische Hefte

Herausgeber: Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.

Redaktion: Dr. Josef Sallanz (V.i.S.d.P.)
Jörn Henrik Kopfmann
Kirsty Otto
Marianne Theil
Illa Weber-Huth

E-Mail: redaktion@deruge.org

Die Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH) sind der Mitgliederrundbrief der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) und zugleich eine allgemeine Zeitschrift.

Auflage: 700 Exemplare. Erscheinungsrhythmus: halbjährlich.

Zurückliegende Ausgaben der DRH können abgerufen werden unter www.deruge.org, Onlinehefte.

Satz: Brigitta-Ulrike Goelsdorf

Druck: VS Breitfeld, Berlin

Bezug: Für Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) ist der Bezug der DRH kostenlos. Jahresmitgliedschaftsbeitrag: 60 Euro, ermäßigt 30 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt). Beiträge sind steuerlich absetzbar. Von Nichtmitgliedern der DRG, die die DRH beziehen möchten, erbitten wir eine Spende. Satzung und Selbstdarstellung der DRG sowie weitere Informationen und Beitrittsanträge können unter der Anschrift des Herausgebers angefordert werden.

Spenden: Die DRG ist gemeinnützig. Spenden an die DRG sind steuerlich absetzbar. Als Nachweis gilt bei Beträgen in Höhe von bis zu 200 Euro der Kontoauszug als Beleg. Für höhere Beträge stellen wir Ihnen gern eine Zuwendungsbestätigung aus. Bitte vergessen Sie nicht, Ihre Anschrift auf dem Überweisungsträger anzugeben.

Bitte benutzen Sie für Spenden folgendes Konto:

Deutsch-Rumänische Gesellschaft e.V.
Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108
BIC: PBNKDEFF

Textbeiträge sind als DOC-Datei an die E-Mail-Adresse der Redaktion zu senden. Die in den DRH veröffentlichten Beiträge geben die Meinung ihrer Verfasser und nicht in jedem Fall die des Herausgebers oder der Redaktion wieder. Die Redaktion behält sich das Recht auf redaktionelle Änderungen und Kürzungen vor. Für unverlangte Einsendungen keine Gewähr.

Die Zeitschrift und alle in ihr enthaltenen Beiträge sind urheberrechtlich geschützt.

Inhalt

Sehr geehrte Leserin, sehr geehrter Leser,

mit der Ihnen vorliegenden Ausgabe der DRH laden wir Sie herzlich dazu ein, mit uns – neben weiteren aktuellen und historischen Themengebieten – diesmal gleich mehrere Orte des rumänischsprachigen Raumes zu erkunden: Dan Teodorovici erörtert die urbane Moderne und den Bukarester Stadtentwicklungsplan von 1934/1935. Seine Eindrücke von einem Aufenthalt in Chişinău beschreibt der Stadtplaner Gilles Duhem – er sieht die Hauptstadt der Republik Moldau in ein „städtebauliches Chaos“ schlittern, das er als „Spiegelbild einer verstörten Gesellschaft“ interpretiert. Victor Neumann berichtet in seinem Artikel über die langjährige Arbeit, die zur Benennung von Temeswar/Timişoara als Europäische Kulturhauptstadt 2021 geführt hat.

Timo Hagen stellt in seinem Beitrag den Verfall und die kulturellen Neuaneignungsprozesse evangelischer Gemeindehäuser in mehreren Orten Siebenbürgens vor. Marlene Petritsch präsentiert uns die Ergebnisse mehrfacher, von ihr durchgeführter Forschungsaufenthalte in Großpold/Apoldu de Sus: Thema ihres Beitrags sind Geschichte und Alltag der Landler und Siebenbürger Sachsen dieser jahrhundertealten Ortschaft, die heute administrativer Teil der Kleinstadt Reußmarkt/Miercurea Sibiului ist.

Daniela Marinache, Mitarbeiterin von Solwadi, informiert uns über ihre Präventions- und Sensibilisierungsarbeit potenzieller Opfer von Menschenhandel und häuslicher Gewalt; ein wichtiger Beitrag, denn auch in der deutschen Presse wird Rumänien als ein „Eldorado der Menschenhändler“ dargestellt. Gerhard Köpernik greift in seinem Artikel hingegen die Verstrickungen des Industriellen Nicolae Malaxa – der als Opportunist seine Fahne stets nach dem Wind gedreht habe – mit dem rumänischen Faschismus auf.

Und schließlich gratulieren wir mit Wolfgang Aschauer unserem langjährigen Beiratsmitglied Wilfried Heller ganz herzlich zum 75. Geburtstag: La mulţi ani!

Eine interessante Lektüre wünscht Ihnen das gesamte Redaktionsteam,

*Ihr
Josef Sallanz*

*Im Zentrum von Chişinău, der Hauptstadt der Republik Moldau, wurden in den letzten Jahren viele Hochhäuser errichtet wie hier am Bulevard Ştefan cel Mare și Sfânt zwischen Str. Mitropolit Petru Movilă und Str. Toma Ciorbă. Die kleinteilige Bebauung unmittelbar davor direkt am Boulevard ist zum Teil schon dem Verfall preisgegeben. Die dadurch entstehenden Maßstabssprünge zerstören allmählich das Gesamtensemble der Innenstadt.
Foto: Josef Sallanz (August 2017)*

- 4 Bukarester Stadtentwicklungsplan von 1934/1935**
Dan Teodorovici
- 7 Chişinău – städtebauliches Chaos?**
Gilles Duhem
- 10 Temeswar – europäische Kulturhauptstadt 2021**
Victor Neumann
- 12 Evangelische Gemeindebauten in Siebenbürgen**
Timo Hagen
- 15 Alltagsleben im siebenbürgischen Großpold**
Marlene Petritsch
- 18 Menschenhandel in Rumänien**
Daniela Marinache
- 21 Malaxa, Oligarch in bewegten Zeiten**
Gerhard Köpernik
- 24 La mulţi ani, Wilfried Heller!**
Wolfgang Aschauer
- 27 Neue Bücher**
 - Filip Florian: Alle Eulen (*Valeriu P. Stancu*)
 - Varujan Vosganian: Das Spiel der hundert Blätter (*Anke Pfeifer*)
 - Edith Ottshofski: Luftwurzeln. (*Cosmin Dragoste*)
 - William Totok: ... an den Fahnenstangen fault die Wut Gedichte (*Maria Irod*)
 - Ilse Hehn: Sandhimmel. Lyrik & Übermalungen (*Christina Rossi*)
 - J. Lehmann, G. Volkmer (Hg.): Rumäniendeutsche Erinnerungskulturen (*Halrun Reinholz*)
 - Iris Wolff: So tun, als ob es regnet. Roman in vier Erzählungen (*Ingeborg Szöllösi*)
 - I. Lăzărescu, H. Scheuringer, M. Sprentzinger (Hg.): Stabilität, Variation und Kontinuität (*Thomas Schares*)
 - Jürgen Israel: Katzendorfer Tagebuch (*Silvia Petzoldt*)
 - Dennis Gräf, Verena Schmöller (Hg.): Rumänienbilder (*Katharina Biegger*)
 - Georg Herbstritt: Entzweite Freunde (*Ernst Meinhardt*)
 - H.-G. Hüscher, P.-D. Leber, H. Baier: Wege in die Freiheit (*Anton Sterbling*)



Urbane Moderne und Bukarester Stadtentwicklung

VON DAN TEODOROVICI

Innerhalb von acht Monaten (vom 21. Februar bis zum 1. November 1934) haben fünf anerkannte Fachleute für die rumänische Hauptstadt einen strategischen Stadtentwicklungsplan erarbeitet, dessen Intelligenz, Robustheit und Weitsicht das Bild Bukarests als Paris des Ostens entscheidend geprägt haben, und der bis in die 1970er Jahre hinein weitgehend planerische Gültigkeit gehabt hat.

Zum Charakter von Bukarest

Im vergangenen Herbst habe ich mit elf Freunden aus Stuttgart eine Woche lang eine Rundreise durch Rumänien unternommen: Von Bukarest über Mogoșoia und Sinaia-Peleș nach Kronstadt/Brașov, Tartlau/Prejmer, Deutsch-Weißkirch/Viscri, Deutsch-Kreuz/Criș, Schäßburg/Sighișoara, BIRTHÄLM/Biertan, Mediasch/Mediaș und Hermannstadt/Sibiu, schließlich durch das Alt-Tal über Pitești zurück nach Bukarest. Wir hatten einen Kleinbus mit Schofför und eine fachkundige, sympathische Reiseleiterin. Die Gäste aus Stuttgart waren begeistert: von der Landschaft, den Kirchenburgen, dem deutschen Erbe, der Gastfreundschaft und von der Spontaneität der Menschen. Begeistert auch von Bukarest, dem erotisierenden Charme, mit dem Alt und Neu, Tradition und Moderne oft unvermittelt beieinander stehen und dennoch mit einer entwaffnenden Nonchalance miteinander auskommen.

Gewiss, das gilt in erster Linie für „das alte Bukarest, [...] das Paris des Ostens“, das, um mit Werner Söllner zu sprechen, „ich [auch] nicht mehr erlebt habe“. Mit Einschränkungen gilt es auch für Nachkriegsbauten, etwa bis Mitte der 1970er Jahre, hier und da auch für zeitgenössische Architektur. Dazwischen liegen bekanntlich viel Zerstörung, Geschmacklosigkeit, Maßstablosigkeit, Größenwahn, Mängel in der industriellen Fertigung und in der Bauausführung, insbesondere bei Wohnbauten aus dem Spätkommunismus. Der öffentliche Raum, den diese Plattenbauten übriglassen – Grünflächen und Ansätze von Quartiersplätzen –, ist, vor allem an den Stadträndern, oft verwahrlost. Die städtebauliche Beziehungslosigkeit solcher Plattenbauten geht einher mit einer ungeheuren Traurigkeit, sie erinnern an das gegenseitige Mißtrauen und an die innere Leere, mit denen der Kommunismus die Gesellschaft vergiftet hat. Denn der öffentliche Raum ist Symbol und Ausdruck eines stolzen Bürgersinns, doch in Rumänien hat er immer noch einen schweren Stand.

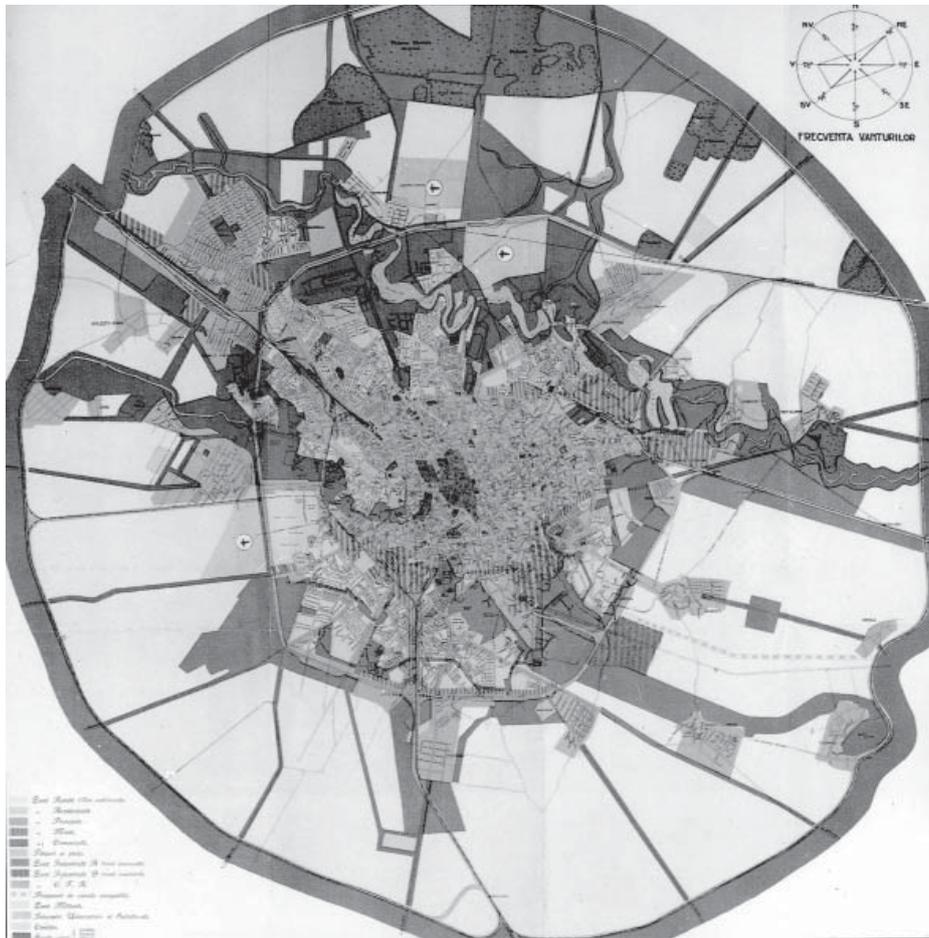
Anders im alten Bukarest, jenem vielbeschworenen Paris des Ostens. Denken wir nur an die Parks Cișmigiu und Herăstrău, die halbkreisrunde *Piața Universității* am *Bulevard Regina Elizabeta*, die zwei Plätze östlich gegenüber der Seitenflügel des ehemaligen Königspalasts an der *Calea Victoriei*, oder an das Achsenkreuz der Boulevards Gheorghe Magheru/Nicolae Bălcescu/I. C. Brătianu (in Nord-Süd-Richtung) und Regina Elizabeta/Carol I (in West-Ost-Richtung).

Eine urbane Moderne

An der Stadtgestalt des alten Bukarests haben auch die Bauten der frühen Moderne einen entscheidenden Anteil. Noch verfügt die Hauptstadt Rumäniens über ein bemerkenswert umfangreiches und hochwertiges Erbe solcher Bauten. Noch, denn manche verfallen, andere sind erdbebengefährdet, die meisten genießen keinen Denkmalschutz. Obgleich seit der Wende etliche Publikationen zu diesem Thema erschienen sind, stößt dieses reichhaltige Erbe außerhalb Rumäniens nur bei wenigen Fachleuten und Touristen auf lebhaftes Interesse. Noch weniger dürfte es bekannt sein, dass die Stadtgestalt jenes Paris des Ostens auch dem Stadtentwicklungsplan von 1934/1935 geschuldet ist: der strategischen Robustheit, Intelligenz und Weitsicht, die sich in jenem Plan verdichten. Diese Unbekanntheit überrascht nicht, denn der Bukarester Stadtentwicklungsplan und die Mehrzahl der modernen Bauten Bukarests verkörpern eine urbane Moderne: eine Moderne, die nicht auf spektakuläre Art eine völlig neue Stadt anstelle der auszuradierenden alten Stadt bauen will – wie es etwa der Schweizer Architekt und Stadtplaner Le Corbusier mit dem berühmten *Plan Voisin* in den 1920er Jahren für Paris vorhatte und wie es Ceaușescu mit dem sogenannten Palast des Volkes und der damit verbundenen „Siegesallee“ verwirklichte. Die urbane Moderne respektiert das alte Stadtgefüge und baut auf jeweils zeitgenössische Art und Weise daran weiter. Allein, weltweit haben sich die meisten Fachleute jahrzehntelang dagegen gestraubt, diese urbane Variante der Moderne überhaupt zur Kenntnis zu nehmen, im Städtebau noch hartnäckiger als in der Architektur. Nur ein Beispiel: „Urbanität und Dichte im Städtebau des 20. Jahrhunderts“, eine beeindruckende Zurschaustellung von Städtebauprojekten der urbanen Moderne, die der Dortmunder Städtebauprofessor Wolfgang Sonne vorlegte, konnte – nach Widerständen – erst 2014 erscheinen. (Bukarest kommt darin allerdings nicht vor.)

Der Bukarester Stadtentwicklungsplan

Als Ausdruck einer urbanen Moderne ist der Bukarester Stadtentwicklungsplan auch eine Spielart jener *klassischen Haltung*, die der Architekt George Matei Cantacuzino (1899–1960) in jener Zeit formuliert und vertritt. Tatsächlich ist Cantacuzino eines von fünf Mitgliedern des engen Planungsstabs gewesen, der, unterstützt von 23 anderen Fachleuten, vom 21. Februar bis zum 1. November



die bestehende Wald- und Seenlandschaft des Colentina-Flusses anschließen. Die Grundanlage des beliebten Herăstrau-Parks (1936–1939) ist in der Tat eine Frucht des Stadtentwicklungsplans von 1934/1935.

Der Plan verfolgte die Absicht, das unkontrollierte Wachstum, das Bukarest als Hauptstadt des sogenannten „Großrumänien“ nach 1919 erfuhr, in geregelte Bahnen zu lenken. Darüber hinaus bildete der Plan das strategische Gerüst einer sozial, wirtschaftlich und städtebaulich verantwortungsvoll weitsichtigen Entwicklung. Ein Schwerpunkt lag darauf, die Armut zu bekämpfen, indem die Elendsviertel an den Stadträndern durch sozial gemischte Wohnquartiere ersetzt werden sollten; ein anderer Akzent bestand darin, die Stadt mit städtebaulich-architektonisch repräsentativen Merkmalen auszustatten, die Bukarest als Hauptstadt eines aufstrebenden jungen Landes auszeichnen sollten: Boulevards sollten ausgebaut und von Prachtbauten und Hochhäusern gesäumt, großzügige

Bauzonenplan von Bukarest. Quelle: Primăria Municipiului București [Bürgermeisteramt der Stadt Bukarest] (Hg.): Planul Director de Sistematizare, decretat la 9 mai 1935. Memoriu Justificativ și Planuri [Der Stadtentwicklungsplan für Bukarest, verabschiedet am 9. Mai 1935. Erläuterungsbericht und Pläne]. București 1935. Hier: Anhang 11.

1934 den *Planul Director de Sistematizare* ausgearbeitet hat. Dem Planungsstab haben noch angehört: der Ingenieur Teodor Rădulescu und die Architekten Roger Bolomey, Ion Al. Davidescu und Duiliu Marcu.

Im Fall des Bukarester Stadtentwicklungsplans bedeutet *klassische Haltung*, dass Neues das Bestehende mit Augenmaß und im menschlichen Maßstab überformt und weiterentwickelt. Neue städtebauliche Prinzipien und Notwendigkeiten begegnen dem vorhandenen Stadtgefüge und seinem Charakter mit Achtung. Es sind vor allem zwei Prinzipien der modernistischen Charta von Athen (1933), die der Bukarester Plan an die Gestalt und Grundzüge der europäischen Stadt anpasst: Erschließung (einschließlich Ver- und Entsorgung) und Flächennutzung. Für den zentralen Stadtbereich des 19. Jahrhunderts um die Altstadt herum sieht der Plan eine Kernzone vor mit vielfältiger Mischnutzung und hoher baulicher Dichte und ebensolcher Wohndichte (eng bebaute Parzellen mit hoher Geschossanzahl und öffentlicher oder gewerblicher Erdgeschossnutzung insbesondere entlang der Boulevards, anderer Hauptstraßen und Plätze); Wohngebiete mit geringerer baulicher Dichte und Quartierszentren für die Nahversorgung; Gewerbe- und Industriegebiete; Erschließungsflächen (Bahnverkehr, erweitertes Straßennetz, Flughafen, Ver- und Entsorgungsnetz); schließlich Frei- und Grünflächen. Die Freiflächen für die Naherholung konzentrieren sich im Norden der Stadt, weil sie an

ge Plätze und Parks sollten angelegt werden. Modernisierungsmaßnahmen sollten Baudenkmale und denkmalgeschützte historische Bauten integrieren.

Bukarest sollte somit ein gebauter Ausdruck des Patriotismus werden – Patriotismus als Gefühl gesellschaftlicher Solidarität im Gegensatz zum verengenden Gefühl des Nationalismus. Um eine durchweg hohe städtebauliche und architektonische Qualität zu erzielen, führte die Stadt Bukarest Wettbewerbe durch. Aufgrund des Zweiten Weltkriegs konnten nur wenige Bauvorhaben verwirklicht werden, darunter der monumentale Hauptsitz der Eisenbahngesellschaft CFR mit weitläufiger Grünanlage gegenüber dem Nordbahnhof (*Gara de Nord*).

Grundsätzlich respektiert der Plan die Radialstruktur der rumänischen Hauptstadt und ihren Gartenstadtcharakter mit der eigenwillig spielerischen Anordnung der historischen Baustruktur und des orientalisches-labyrinthischen Straßennetzes. Der Plan diszipliniert das „anarchische Bukarest“ (Cantacuzino), indem er an gezielten Orten städtebauliche Elemente und Maßnahmen vorsieht, die Colin Rowe und Fred Koetter in ihrem berühmten Buch „Collage City“ (1978) als städtebauliche Stabilisatoren bezeichnet hatten: Einzelbauten, Bauensembles oder längere Gebäudefronten auf einer Fluchtlinie, die das amorphe Stadtgefüge etlicher Straßen und Plätze kompositorisch ordnen und stabilisieren. Ein auffälliges Beispiel hierfür sind der Boulevard Lascăr Catargiu,

der die *Piața Victoriei* mit der *Piața Romană* verbindet, und seine Fortsetzung nach Süden bis zum zentralen Bereich der *Piața Universității* an der Kreuzung *Bulevard Regina Elizabeta* und *Carol I.* Die Boulevards L. Catargiu und Magheru/Nicolae Bălcescu stellen die Nordspanne jenes Achsenkreuzes dar, das aus der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts stammt und zusammen mit der ältesten Prachtstraße Bukarests, der *Calea Victoriei*, das städtebauliche Gerüst der Hauptstadt Rumäniens darstellt.

Geht man entlang des Boulevards Magheru/Nicolae Bălcescu spazieren und verknüpft die frischen Eindrücke mit einem Blick auf den Stadtplan, kann man beobachten, wie das Neue (der 1930er Jahre) auf das Alte eingeht, wie Neu und Alt miteinander sprechen, einander



Der Boulevard Magheru mit dem Carlton-Hochhaus. Ansichtskarte 1930er Jahre, Archiv Dan Teodorovici

respektieren, zugleich herausfordern und eine bewegte Harmonie schaffen, die auf diese Art und Weise nur hier entstehen konnte und den Geist des Ortes, den *genius loci*, ausdrückt, weiterformt und zugleich für Neues offen bleibt. Das Straßenprofil schwankt zwischen etwa 30 und 50 Metern, ein Großteil der modernen Bauten folgt den zwei Baulinien, die das 30-Meter-Profil vorschreiben. Hingegen weichen manche Bauten zurück und schaffen kompakte oder langgestreckte Platzanlagen: etwa das Burileanu-Malaxa-Apartmentgebäude (*Bd. Bălcescu Nr. 35*) – ein ikonenhaftes Bauwerk (1935–1937) des namhaften Architekten Horia Creangă (1892–1943). Indem sie sich zurückziehen, folgen solche Bauten gewissermaßen dem Beispiel älterer Bauwerke, wie das der ehemaligen Villa an der Ecke *Bd. Magheru/Strada Arthur Verona*, einem Kleinod, das jetzt die Buchhandlung/Café/Galerie Cărturești beherbergt.

Ein Spaziergang entlang des Boulevards Magheru/Bălcescu ist nie langweilig, stets bieten sich dem Auge neue Eindrücke an. In städtebaulich-architektonischer Hinsicht verdankt sich diese Qualität auch der unterschiedlichen Größe und Erscheinungsform der Bauten, aber auch der kontrollierten und zugleich eigenwilligen Aufweitung und Verengung des Straßenprofils.

Ebenfalls bemerkenswert am Zustandekommen des Plans ist die geglückte Zusammenarbeit zwischen Fachleuten, Verwaltung, Bürgermeistern und Regierung. Dies geschah unter der liberalen Schirmherrschaft König

Carols II., dessen Bedeutung für die Entwicklung des Landes erst nach und nach anerkannt wird. Carol II. nahm am städtebaulich-architektonischen Fortschritt Anteil und verstand es, ein Vertrauensklima zu schaffen, das für die allgemeine Entwicklung Rumäniens günstig war. In der Folge legte der Staat Förderprogramme auf, begleitet von Privatinvestitionen aus Rumänien und dem Ausland – das moderne Bukarest der 1930er Jahre verdankt sich auch ausländischem Kapital, insbesondere aus Frankreich und Großbritannien.

Den Stadtentwicklungsplan in Auftrag gegeben hatte Oberbürgermeister Dem Dobrescu, sein Nachfolger Al. Donescu unterstützte den Plan weiterhin, Em. Dan, der neue Leiter der Kommunalverwaltung, tat dies ebenfalls.

Diese Kontinuität der Verantwortung, die aufeinanderfolgende Amtsträger einem gesellschaftsrelevanten Projekt gegenüber zeigen, ist ein Beispiel lebendiger Demokratie. Diese demokratische Kontinuität geht auch, wie Bertrand Russell in „Die abendländische Zivilisation“ bemerkt, zurück auf den „römische[n] Begriff der Treue gegenüber dem [unpersönlichen] Staat“, der „im Gegensatz zur Treue gegenüber der Person des Regenten [...] als wesentliches Element dazu beigetragen [hat], im Abendland eine stabile Regierung zu schaffen“.

Zweierlei fällt beim Studium des Erläuterungsberichts zum Bukarester Stadtentwicklungsplan noch auf. Zum einen ist es der liberal-pragmatische Ansatz: „Wir dürfen“, heißt es im Bericht, „das theoretische Schema, das naturgemäß starr ist, nicht mit der praktischen Umsetzung verwechseln, die elastisch sein muss“. Zum anderen besticht der weltbürgerlich-humanistische Geist: Hinweise auf den Aktualitätsgehalt stadtbaugeschichtlicher Phänomene (etwa der Ruinen römischer Städte in Syrien oder der städtebaulichen Sorgen des französischen Königs Ludwig XIII Anfang des 17. Jahrhunderts) unterstützen die Argumentationskette der Autoren ebenso wie Aussagen international anerkannter zeitgenössischer Stadtbautheoretiker oder Stadtplaner (etwa des US-Amerikaners Geo B. Ford, des Deutschen Werner Hegemann, des Franzosen Marcel Poëte oder des Engländers Raymond Unwin) und Referenzen beispielhafter Baugesetze und Stadtentwicklungsprojekte aus anderen Städten (darunter aus Bordeaux, Bremen, Buenos Aires, Karlsruhe, Lyon, London, New York, Prag, Stockholm und Warschau). Dies alles wird auf eine beredt-anschauliche Art und Weise vorgetragen, und wirkt beinahe mühelos und selbstverständlich. Dergestalt gelingt den Autoren etwas, das auch im heutigen Wissenschaftsbetrieb erneut an Bedeutung gewinnt: es gelingt ihnen, wie es Paul Valéry 1923 im „Eupalinos“ ausdrückt, „eine Analyse [...] mit einer Entzückung zu verbinden“.

Dr. Dan Teodorovici ist Architekt, Autor und Kurator, zugleich wissenschaftlicher Mitarbeiter und Forscher am Städtebau-Institut der Universität Stuttgart. Die Übersetzung der Zitate aus dem Rumänischen hat der Autor besorgt.

Chişinău – städtebauliches Chaos als Spiegelbild einer verstörten Gesellschaft?

VON GILLES DUHEM

Dieser Artikel ist das Ergebnis einiger Impressionen und Überlegungen, die bei einem Aufenthalt des Autors in Chişinău entstanden sind. Er hat keinen wissenschaftlichen Anspruch, sondern soll für Entwicklungen sensibilisieren, die gerade in der Hauptstadt der Republik Moldau im Gange sind. Sie werfen viele beunruhigende Fragen auf, die örtliche Entscheidungsträger und Gestalter von EU-Unterstützungen wachrütteln müssten. Quasi unbemerkt braut sich in Chişinău ein städtebauliches Chaos zusammen, Spiegelbild einer verstörten Gesellschaft, die sich schwertut, zwischen postkommunistischem Erbe und Zwängen der Globalisierung eine eigene Identität zu bewahren beziehungsweise neu zu erfinden.

Die drei Gesichter der Stadt

Die Republik Moldau, ehemalige Sowjetrepublik, ist ein kleines Land an Rande der EU. Auf rund 34.000 Quadratkilometern (entspricht der Fläche von Nordrhein-Westfalen) leben knapp 3 Millionen Menschen, also weniger als in Berlin. Chişinău selbst ist eine Stadt von 120 Quadratkilometern (das ist etwas mehr als die Fläche von Berlin innerhalb des S-Bahn-Ringes) mit 420.000 Einwohnern. Das Munizipium Chişinău erstreckt sich auf 563 Quadratkilometer und seine Bevölkerung grenzt an 810.000 Einwohner. Wer weiß heute noch, dass sie die fünftgrößte Stadt des russischen Zarenreiches war?

Südlich vom Flüsschen Bâc erstrecken sich beidseitig vom *Bulevard Gigore Vieru* die Reste einer alten Dorfstruktur. Eingeschossige Bebauung, Vorgärten und schmale verwinkelte Gassen lassen den Spaziergänger nur noch sehr fragmentarisch erahnen, wie ländlich das Leben vor dem Anschluss an das Russische Reich (1812) gewesen ist. Das Haus, in dem Puschkin um 1820 einige Exiljahre überstehen musste, wurde exemplarisch restauriert. Sein Umfeld sowie das ganze Stadtgewebe wurden durch Krieg, Sozialismus und wilden Kapitalismus sehr in Mitleidenschaft gezogen. Dennoch kann der aufmerksame Besucher die verlorene Vielfalt von Chişinău noch entziffern, als die Stadt vorindustrieller Marktplatz und Schmelztiegel vieler Kulturen, Ethnien und Religionen war. Moldauer beziehungsweise Rumänen, Russen, Ukrainer, Deutsche, Polen, Armenier und vor allem eine der stärksten jüdischen Gemeinden in Osteuropa prägten Alt-Chişinău. Um 1900 war ein Anteil von 45 Prozent der Stadtbevölkerung jüdisch. Am Rande einer vierspürigen Schnellstraße steht die Ruine der großen Synagoge mit Altenheim. Unzugänglich, eingezäunt und ohne jeglichen Hinweis erinnert sie stumm an das einst sehr lebhaft und wohlhabende jüdische Leben. Die Pogrome 1903-1905 riefen weltweit große Empörung hervor. 60.000 Mitglieder zählte die Gemeinde Ende der 1930er Jahre. Rund 10.000 haben Besatzung und Deportation überlebt, bevor sie in die USA und nach Israel emigrierten. Bis auf das bescheidene Denkmal des Chişinăuer Ghettos ist von einer staatlichen Erinnerungskultur wenig zu spüren. Die jüdische Gemeinde lebt heute im Vorborgehenen. Chişinău hat scheinbar einen wesentlichen Teil seiner Kinder vergessen.

Oberhalb von Alt-Chişinău entstand ab 1830 eine geplante Stadterweiterung nach den damaligen Prinzipien des Städtebaus: rechteckig und ausgestattet mit Beleuchtung, Kanalisation und Bürgersteigen, geschmückt mit Parks, kirchlichen, kulturellen und öffentlichen Gebäuden. Dieses Viertel wurde sehr schnell das wahre Herz der Stadt. Der Architekt Al. Bernardazzi, aber vor allem der Bürgermeister Karl Schmidt, der zwischen 1877 und 1903 die Stadt verwaltete und nach den Pogromen von 1903 aus Protest zurücktrat, ermöglichten diesen Sprung in die Moderne. Ein Großteil ihrer Werke prägt noch das Stadtbild. Man kann sich kaum vorstellen, dass das Stadtzentrum 1940 fast vollständig in Schutt und Asche lag. Nach dem Wiederaufbau und ab den 1950er Jahren hat der Kommunismus mit glücklichen (die Oper) und misslungenen (der Präsidentenpalast) Großprojekten seine Spuren hinterlassen. Das kleine Land stellt hier seinen Stolz zur Schau. Das



Nicht nur in der Innenstadt von Chişinău haben die Fußgänger abenteuerliche Bürgersteige zu überwinden, wie hier die in den Gehweg „eingebaute“ Tiefgarageneinfahrt in der Strada Sfatul Țării/Ecke Strada 31 august 1989. Foto: Josef Sallanz (August 2017)

Nationalmuseum erstrahlt in neuem Glanz und verkündet die großzügige finanzielle Unterstützung (umgerechnet eine Million Euro!) des Nachbarlandes Rumänien. Die *Straße des 31. August 1989* erinnert an den hochsymbolischen Tag, an dem die kyrillische Schreibweise des Rumänischen abgeschafft wurde. Die Konkurrenz um die Nutzung der Immobilien ist unübersehbar. Chişinău war lange nicht attraktiv für Investoren. Dies scheint sich allmählich zu ändern. Rohbau ruinen,

verwaiste und gefährdete Altbauten, protzige und verspiegelte Neubauten, die nach allen Regeln der Kunst Parzellenstruktur und traditionelle Traufhöhe sprengen: Alle Typen von Konstellationen sind nun in einer städtebaulichen und architektonischen Kakophonie an der Tagesordnung.

Das dritte Gesicht von Chişinău ist sowjetisch. Um die vorhandene Stadt sind nach der Stalinzeit beeindruckende Großsiedlungen emporgewachsen. Drei- oder viergeschossige „Chruschtschowki“, aber auch schwindelerregende Hochhäuser wie die „Tore von Chişinău“ prägen Viertel wie Buiucani, Râşcani und vor allem Botanica. Man staunt, wie hoch sich der Kommunismus in einer Region zu bauen traute, die immer wieder von verheeren-



Die Ruine der Synagoge mit Altenheim in der Strada Rabbi Țirilson konnte 2010 von der jüdischen Gemeinschaft der Republik Moldau vom Staat gekauft werden. Aufgrund von bürokratischen Hindernissen konnte die in den 1920er Jahren errichtete Synagoge bis heute nicht wieder aufgebaut werden. Foto: Josef Sallanz (August 2017)

den Erdbeben heimgesucht wird. Diese als Schlafstädte gebauten Viertel sind nach wie vor Heimat der meisten Chişinăuer. Seit 1990 sind viele Handels- und Versorgungseinrichtungen sowie Neubausiedlungen aus der Retorte entstanden, die die Kontextlosigkeit als Prinzip auserkoren haben. Dabei lässt sich Stadtplanung beim besten Willen nicht erkennen. Vielmehr spielen bei der Entstehung von Vorhaben die zufällige Verfügbarkeit der Liegenschaften, der Investitionswille großer internationaler Handelsketten, der Druck privater Investoren und, vermutlich, eine gute Prise Korruption die ausschlaggebende Rolle. Ab 1990 hat die Privatisierung bitterarme Eigentümergemeinschaften entstehen lassen. Es ist nur eine Frage der Zeit, bis sie kollabieren. Bewusst abgeschirmte und oft protzige Neubauvorhaben in ihrer Nachbarschaft lassen eine brisante soziale Spaltung entstehen.

Ein Manifest für Chişinău

An einem empfindlichen Scharnier Europas schwankt die moldauische Gesellschaft zwischen Ost und West, Russland und EU, Sowjetnostalgie und Moderne, Elend und Oligarchie, Migration und Heimattreue, Polyethnizität und starkem Nationalismus. Russisch-orthodox, rumänisch-orthodox, protestantisch, katholisch, jüdisch, armenisch-apostolisch sind die Gotteshäuser des Landes, die meisten erst nach 1990 wiedergeweiht. Im Fernsehen

laufen türkische Soap-Operas auf Russisch mit rumänischen Untertiteln.

Auf den Straßen von Chişinău lassen sich alle Brüche, Spannungen und Widersprüche der moldauischen Gesellschaft beobachten. Cafés nach französischer Art, aber auch gemütliche Restaurantketten wie „La Plăcinte“ bieten einer kleinen Mittelschicht eine wohlthuende Alternative zu berühmten Fast-Food-Ketten. Die Jugend surft im Internet in den mit W-Lan ausgestatteten Parks. Die einzigen Frauen mit Kopftuch, die auf der Straße zu sehen sind, sind junge Medizinstudentinnen aus muslimischen Ländern des Nahen Ostens und Asiens. Viele Wohnungen stehen fast das ganze Jahr über leer und warten auf die Moldauer der Diaspora. Schmerzhafte Verfallsprozesse, wuchtige Neubaumaßnahmen, Wildwuchs der Konsumgesellschaft und Strukturwandel sind voll im Gange. Wie wird sich nun Chişinău im Konzert der mittelgroßen europäischen Städte positionieren? Ist die Stadt dazu verdammt, zu einem unförmigen, banalisierten, postmodernen und postindustriellen Siedlungsbrei am Rande Russlands und Europas zu verkommen? Kann sie sich eine eigene Identität aufbauen bzw. bewahren, da sehr viele Bauelemente und städtebauliche Ensembles zwar bedroht, aber noch vorhanden sind? Wie kann Stadtplanung mit sehr wenigen finanziellen Mitteln trotzdem umgesetzt werden? Wird Chişinău mit seinem post-sowjetischen morbiden Charme, seinen vielen Brachen und vor allem seinem für Touristen absolut unschlagbaren Preis-Leistungsverhältnis ein neuer Hotspot der Generation „Easyjetset“ werden? Die Stadt befindet sich noch außerhalb der Städtetourismusströme. Billigfluglinien nach Westeuropa werden gerade eröffnet.

All diese Szenarien – und vor allem eine Mischung von allen – sind möglich. Ich würde mir nicht anmaßen, ein Handlungskonzept formulieren zu wollen. Dafür kenne ich die örtliche Lage, vor allem in Politik und Verwaltung, viel zu wenig. Ich werde nur einige Herausforderungen hervorheben, die vermutlich die Zukunft der Stadt beeinflussen werden:

Eine Liegenschaftspolitik für Chişinău

Als Stadtplaner und aufgrund meines beruflichen Werdegangs – ich habe in den 1990er Jahren für den Immobilienzweig der Treuhand gearbeitet – weiß ich, wie fundamental Liegenschaftspolitik in Stadtentwicklungsfragen ist. Aus dem Dokument „Chişinăuproiect 2010“ (http://www.chisinau.md/public/files/planuri/PREZENTAREA_PUZ_FINAL_ro.pdf, letzter Zugriff 4.8.2017) geht hervor, dass Stadt und Staat mit Abstand die größten Liegenschaftsbesitzer sind. Es ist ihr Tafelsilber, das trotz Finanzmisere nicht planlos verscherbelt werden sollte. Die Stadt hat damit die Möglichkeit, ihre Gestaltung aktiv zu steuern. Das ist ein enormer Vorteil. Neben Bau- und Straßenland darf das größte Kapital von Chişinău, die Grünflächen, die nach der Logik des Fingerplans bis in die Innenstadt hineinragen, nicht verspielt werden. Gibt es eine strategische Liegenschaftspolitik der Stadt, und wer führt sie? In welchem Zustand befindet

sich das ganze Katastermaterial? Existiert überhaupt eine Alteigentümerproblematik, und wenn ja, wie wird sie behandelt? Wie ist die Liegenschaftsverwaltung personell besetzt und wie transparent wird die Verkaufspolitik der Stadt (Stichwort Korruption) gestaltet?

Eine „Urban Governance“ für Chişinău

Unter dem Begriff „Urban Governance“ versteht man einen Prozess, der die verstärkte Kooperation von Staat und Gesellschaft in den Vordergrund stellt. Eine diskursive Planungskultur muss in Chişinău noch erfunden werden. Überhaupt bleibt die Steuerung der Sanierung des öffentlichen Raumes die größte Herausforderung. Die chaotische Sanierung der Bürgersteige, die offenbar jeder Hauseigentümer vor seinem Gebäude neu gestalten darf, wie es ihm behagt, fällt sofort auf. Zum Sanieren ist also Geld da, es ist vielmehr ein kommunales Steuerungsproblem.

Zur Stadtentwicklung sollten identitätsstiftende Leuchtturmprojekte gehören wie ein richtiges Stadtmuseum (das aktuelle Museum erinnert eher an eine private Foto- und Gegenstandssammlung) oder ein Zentrum der jüdischen Kultur. Wie in der Oranienburger Straße in Berlin könnte es die bereits erwähnte Ruine der Synagoge einbeziehen und diesen Teil der moldauischen Geschichte mit einer profunden Auseinandersetzung endlich würdigen.

Chişinău zur Hauptstadt der Elektromobilität umbauen

Was heute angesichts der ausufernden Dominanz des Autoverkehrs noch utopisch klingt, könnte mit politischem Willen und geschicktem Erschließen internationaler Fördertöpfe Realität werden. Auf diesem Gebiet sind die Rückständigkeit von Chişinău sowie der Maßstab der Stadt ein Vorteil. Das elektrische Trolleybusnetz erschließt die ganze Stadt. Seine Modernisierung und die Netzausdehnung könnten forciert werden. Die Größe der Stadt, die Topografie und die klimatischen Verhältnisse wären für ein Verleihsystem elektrischer Fahrräder ideal. Im Rahmen der erforderlichen flächendeckenden Sanierung des Straßenraumes könnten problemlos alle Anschlüsse der Elektromobilität sowie Radwege eingerichtet werden. Das technische Thema des Mobilitätswandels könnte die Gelegenheit bieten, aus Chişinău ein musterhaftes Vorhaben zu machen und eine stärkere Brücke nach Europa zu bilden und somit die politische Ausrichtung in Richtung Russland auszubalancieren.

Gegen die „Brüsselisierung“ von Chişinău!

Die „Brüsselisierung“ bezeichnet den stadtplanerischen Begriff des ungesteuerten Einfügens von Gebäuden moderner Architektur in den architektonischen Kontext historischer Stadtteile, wie es teilweise in Brüssel zu sehen ist. Ausbleibende Regulierung und vor allem politische Schwäche der Stadtverwaltung führen zu einem regelrechten Explodieren des Stadtgewebes, während historische Gebäude, die durchaus umgenutzt werden könnten, bewusst dem Verfall preisgegeben werden. In Chişinău ist dieser Prozess mit Hochdruck im Gange.

Gute Sanierungsbeispiele wie die Villa der ungarischen Botschaft sind selten. Kostbare Zeitzeugen der Zarenzeit wie die prachtvolle Villa Herța (erbaut 1902-1903) verfallen weiterhin. Wann werden internationale Instanzen wie die Unesco der Chişinăuer Stadtverwaltung den Rü-



*Die Vila Herța am heutigen Bulevard Ştefan cel Mare și Sfânt beherrschte lange Zeit das Kunstmuseum, heute steht sie leer. Unmittelbar daneben entstand eine Bauruine, die die Villa um einiges überragt.
Foto: Josef Sallanz (Juni 2017)*

cken stärken und das gegenwärtige städtebauliche und architektonische Massaker endlich stoppen?

Eine weiße Stadt in Chişinău wagen

Die Großsiedlungen sind die Heimat der meisten Chişinăuer. Ihre Zersiedlung ist an vielen Orten bereits fortgeschritten. Ein Wildwuchs an Neubauten hat die Strenge ihrer planerischen Logik gesprengt und der ruhende Verkehr den öffentlichen Raum völlig erobert. Welche Häuser können noch gerettet werden? Welche müssen abgerissen werden? Welche Finanzierungsmodelle können armen Eigentümergemeinschaften und staatlichen Eigentümern zur Erreichung eines Mindestwohnstandards verhelfen? Welche Verdichtung könnte sowohl die Wohnungsnot lindern als auch die Großsiedlung in eine grüne Stadt verwandeln, in der die weißen Häuser als städtebauliches Gesamtensemble dominieren würden? Der Austausch von Erfahrungskompetenzen tut Not, wie zum Beispiel mit dem Kompetenzzentrum Großsiedlung in Berlin-Hellersdorf. Wer schnürt nun Kooperationen und Partnerschaften mit Chişinău?

Ein Hilferuf für Chişinău!

Dieser Artikel sollte eine kritische Bestandsaufnahme sein, er ist ein Appell geworden. Chişinău benötigt Verbündete und Lobbyisten – in Form von Pilotprojekten, von einer Internationalen Bauausstellung (IBA), von Personalaustausch, von aktiven Städtepartnerschaften und von Erschließung möglicher Förderprogramme. Wir sind als EU-Bürger gefordert. Noch ist es nicht zu spät. Möge dieser Hilferuf auf fruchtbaren Boden fallen.

Gilles Duhem, Volkswirt und Stadtplaner, lebt in Berlin und hat in den 1990er Jahre acht Jahre für die Treuhandliegenschaftsgesellschaft (TLG) gearbeitet. Er beobachtet seit 25 Jahren die Verwandlung der Städte des ehemaligen Ostblocks.

Wie Temeswar die Ausscheidung zur europäischen Kulturhauptstadt gewann

Arbeit am Selbst

VON VICTOR NEUMANN

Die Entscheidung, dass Temeswar/Timișoara 2021 europäische Kulturhauptstadt werden sollte, fiel am 16. September 2016. Nach fünf Jahren intensiver Vorbereitung stand damit fest, dass die Hauptstadt des Banats Rumänien als europäische Kulturmetropole vertreten wird. Die Stadt im Westen setzte sich dabei gegen die starke Konkurrenz aus Bukarest, Klausenburg/Cluj-Napoca und Baia Mare durch, die ebenfalls an der Endausscheidung teilgenommen hatten. Insgesamt hatten 14 Städte den Wettbewerb angetreten, was allein zeigt, wie attraktiv das Konzept der europäischen Kulturhauptstadt ist, und welche Hoffnungen mit dem Titel verbunden sind. Bis zur Benennung als Kulturhauptstadt mussten das Temeswarer Organisationskomitee und die in breiter Form eingebundene Temeswarer Zivilgesellschaft einen langen, schwierigen Weg gehen. Die international besetzte Jury faszinierte im Ergebnis das gesamtstädtische Engagement für das Projekt, der interkulturelle Anspruch, die geschickte Verknüpfung und kritische Aufarbeitung von geschichtlichen Traditionslinien und die offene Zukunftsgestaltung. In einem rumänischsprachigen Artikel hat Victor Neumann das Projektkonzept und die Projektgeschichte ausführlich dargelegt. Der folgende Text bietet eine Zusammenfassung.

Alles begann 2011. Damals war noch Dr. Gheorghe Ciuhandu Bürgermeister von Temeswar. Er wandte sich an alle wichtigen Institutionen und Gruppen seiner Stadt, schlug vor, Temeswar solle am Wettbewerb zur Europäischen Kulturhauptstadt teilnehmen. Tatsächlich gelang es, alle wichtigen Institutionen und Organisationen zu mobilisieren: die Stadtverwaltung, den Departementsrat, das rumänische Nationaltheater, das ungarische und deutsche Theater, die Universität und das Politechnikum, dazu Nichtregierungsorganisationen, viele kulturell engagierte Gruppen, aber auch zivilgesellschaftliche Organisationen wie die Rotarier und den Lions Club. Als sich dann im „Saal 2“ des Nationaltheaters viele der Interessierten trafen, festigte sich rasch der Eindruck, dass Veränderung möglich sei, Veränderung in der Stadt, Veränderung in Rumänien, und zwar allein durch soziales Engagement, durch Bildung und Kultur.

Einfach war die Aufgabe nicht, denn es gab keinen Masterplan. Er musste erst entwickelt werden. Ein Verein wurde gegründet, mit dem Ziel, die Energien zu bündeln und die erforderlichen Kompetenzen zusammenzuführen. Eingangs galt es, die genauen

Ausschreibungskriterien zu ermitteln und sie zu operationalisieren, die Erfahrungen anderer Kulturhauptstädte kennenzulernen, die Aktivitäten der Mitbewerber im Auge zu behalten, damit tatsächlich etwas Eigenständiges entstehen würde. Vor allem musste die Bürgerschaft mehr noch als bisher für die Aufgabe gewonnen und ihr Potenzial ausgeschöpft werden. Ihre Ideen waren wichtig. So viele Ideen! Sie galt es zu bewerten, das notwendige Hintergrundwissen zu erarbeiten, die Anregungen in konkrete Projekte zu übersetzen.

Nur eine Erzählung, die die Vielfalt des sozialen Seins, das Mit- und Gegeneinander der Lebenswelten, die Irrwege und Erfolgspfade in Vergangenheit und Gegenwart aufdeckt, ist in der Lage, Zukunftsfähigkeit und Zukunftsvertrauen herzustellen. Deshalb richtete sich der Blick auf die langen zivilgesellschaftlichen Traditionen Temeswars. Tatsächlich war die Stadt in der Zwischenweltkriegszeit von allen rumänischen Städten am stärksten europäisch geprägt. Während anderenorts der Nationalismus das Leben einengte, gestalteten die Bewohner Temeswars ihr Zusammenwohnen nach wie vor friedlich, hielten an der Mehrsprachigkeit fest und bewahrten so die religiöse und ethnische Vielfalt, die für den Ort seit dem 18. Jahrhundert typisch war. Temeswar zahlte für seine Sonderstellung allerdings einen nicht unbedeutenden Preis, finanziell und politisch. Doch sozial, ökonomisch und kulturell bewältigte die Stadt an der Bega die Jahre nationalistischer Unbill besser als andere rumänische Städte.

Es war diese Suche nach den eigenen europäischen Erfahrungsräumen, die es am Ende ermöglichte, die konkreten Projekte für Temeswar unter einem zentralen Motto zusammenzufassen: „Shine your light. Light up your city“ steht sowohl für die Geschichte Temeswars als auch für die angestrebte Erneuerung der Stadt weit über 2021 hinaus. In Temeswar, das ist recht wenig bekannt, gab es die erste elektrische Straßenbeleuchtung Europas. „Lass dein Licht leuchten. Erhelle die Stadt“ meint daher ganz konkret die Überwindung der Nacht, die durch gemeinsame Anstrengung ermöglichte Neuerfahrung der Stadt.



*Das Nationaltheater und Opernhaus in Temeswar/Timișoara beherbergt das Teatrul Național „Mihai Eminescu“ und die Opera Națională Română din Timișoara sowie das Deutsche Staatstheater Temeswar und das Ungarische Gergely-Csiky-Staatstheater.
Foto: Thomas Krisch, wikipedia.org, CC-by-sa 2.0/de*

Gleichzeitig hat das Motto einen symbolischen Bezug, zielt auf die identitäre Neubestimmung der vom Kommunismus stillgestellten Stadtgesellschaft: Die moderne Geschichte der Stadt Temeswar begann Anfang des 18. Jahrhunderts, als das Habsburger Reich die Verwaltung des Banats übernahm und daran ging, eine aufgeklärte Sozialordnung zu errichten. Menschen unterschiedlicher Konfession, Sprache und Herkunft waren aufgerufen, miteinander auf engem Raum zu leben und Wirtschaft, Gesellschaft und Verwaltung voranzubringen. Das war gewiss nicht ohne Konflikte zu haben, erforderte Mühe, verlangte Toleranz, machte vieles auch recht kompliziert. Doch was wäre eine Geschichtserzählung ohne Berücksichtigung des Scheiterns, ohne Schilderung der Niederlagen, der Rückschritte? Was wäre eine historische Darlegung, die alle Fragen zudeckte, nur vom Geradlinigen berichtete? Die rumänische Kultur neigt gelegentlich zum Monolog statt zum Diskurs. Gerade deshalb müssen sich die rumänischen Städte, Verwaltungen und Unternehmen neu erfinden. Und es ist die Kultur mit ihrer Betonung des Dialogs, des streitenden Miteinanders, der individuellen Wahrnehmung und der Kreativität, die eine solche Neuerfindung ermöglicht.

Kritische Momente gab es während des Projektverlaufs natürlich auch. Manche Kollegen an der Universität verstanden die Mühsal des Projektantrags nicht, verstanden auch dessen Ziele nicht. Die Presse berichtete von kritischen Kommentaren. Es ist frustrierend, wenn ein Mitbürger sich über die eigene Arbeit lustig macht, das eigene Team verachtet oder Sympathien mit den Kandidaturen anderer Städte äußert. Andererseits, wie sollten sie die Situation auch verstehen können, wenn sie die komplexen Ausschreibungskriterien und Erwartungen, die an das Endkonzept gestellt wurden, nicht wirklich kannten.

Fragen wir, wie dennoch über beinahe fünf Jahre das Organisationsteam zusammenzuhalten vermochte und immer an den Sieg der eigenen Stadt glaubte. Die Leiterin brachte all das ein, was für einen solchen Erfolg erforderlich ist: Auffassungsgabe, Disziplin, Tatkraft, soziale Kompetenz und Organisationsgeschick. Texter, Übersetzer, Zeichner leisteten Ungeheures, weil sie ganz neue, dem Projektantrag entsprechende Ausdrucksformen fanden. Die vielen jungen Mitarbeiter und Helfer ließen sich nicht entmutigen. Freiwillige aus allen Altersgruppen engagierten sich für das Projekt und für die Zukunft ihrer Stadt. Große Teile der Temeswarer Zivilgesellschaft glaubten immer an das ambitionierte Vorhaben, weil sie sich darin wiederfanden. Als auf dem Domplatz/Piața Unirii ein Schild stand mit der Aufschrift „Glauben Sie, dass Temeswar europäische Kulturhauptstadt werden wird?“, fühlten sich viele Temeswarer angesprochen, ihre Zuversicht zu begründen. Für das Organisationskomitee bewiesen solche Anlässe, dass die Stadt ein enormes menschliches Potenzial hat, das es zu heben gilt.

Die Voraussetzungen waren also günstig. Und doch galt und gilt es, auch die Probleme der Stadt ins Auge zu

fassen. Vor und nach 1989 erfuhr die Stadt einen sozialen Wandel, der ihre Struktur weitgehend verändert hat: Abwanderungen einerseits, Zuwanderungen andererseits. Es gab und gibt einen weitgehend passiven städtischen Bevölkerungsteil, der mit einem akzeptablen Einkommen zufrieden ist und ansonsten die sozialen Praktiken aus kommunistischer Zeit fortsetzt. Er verweigert sich der Empathie anderen gegenüber, interessiert sich nicht



Der römisch-katholische St.-Georgs-Dom und die Dreifaltigkeitssäule am Dom-Platz/Piața Unirii in Temeswar/Timișoara, Banat.

Foto: Voytek S, www.wikipedia.org, CC BY-SA 2.5

für die Probleme der Stadt. Er bringt sich nicht ein für das Gemeinwohl, weil das „gemeine Wohl“ allzu lange als Chiffre für fremde Parteiinteressen herhalten musste.

Das Projekt der europäischen Kulturhauptstadt zielt in dieser Situation darauf ab, das soziale Ganze als Eigenes erfahrbar zu machen und Selbstvertrauen in die zivilgesellschaftliche Gestaltungskraft zu vermitteln. Es geht darum, Temeswar neu zu erfinden. Die Identität der Stadt soll neu verortet werden, als ein europäischer Ort, als ein aufregender Ort europäischer Zusammenarbeit, als eine Stadt europäischer Zivilisation, die durch technische, wissenschaftliche, musikalische, künstlerische, literarische, architektonische Kreativität fasziniert. Das ist für Temeswar wichtiger als für jede andere Stadt in Rumänien. Temeswar ist eine Stadt auf mittlerem Niveau in Europa, aber eine Großstadt in Rumänien. Sie befindet sich mitten in einer Krise politisch-administrativer Transition und der angemessenen Verortung der eigenen Identität. Das Projekt der europäischen Kulturhauptstadt erlaubt und zwingt unter dieser Voraussetzung dazu, sich der Gegenwart zu stellen und die Zukunft zu gestalten. Das ist wichtig für Temeswar, es ist wichtig für das Banat und ist vor allem wichtig für Rumänien, denn es geht darum, kreativ und offen seinen Platz zwischen Ost und West, zwischen Süd und Nord zu finden.

Dr. Victor Neumann ist Professor für Neuere Geschichte an der West-Universität Temeswar/Timișoara; er war und ist Mitglied des Organisationskomitees „Timișoara – Capitală Culturală Europeană“. (Einführung, Zusammenfassung und Übersetzung vorliegenden Berichtes von Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Armin Heinen, RWTH Aachen.)

Zwischen Verfall und kultureller Neuaneignung

VON TIMO HAGEN

Als im Dezember 1927 das neu errichtete Gemeindehaus der Evangelischen Kirchengemeinde A.B. in Neustadt/Cristian im siebenbürgischen Burzenland eingeweiht wurde, galt das vollendete Bauprojekt dem berichtstattenden *Siebenbürgisch-Deutschen Tageblatt* als ein „schönes Beispiel einer willensstarken Opferfreudigkeit und Einmütigkeit“, das aufmunternd wirken möge „auf die kommenden Geschlechter“ und über das Burzenland hinaus „die Herzen entzünde zu freudiger Tat für unser evang. sächsisches Volk!“

In einem 2011 vom Neustädter Rathaus herausgegebenen Touristenführer wird derselbe Bau ob seiner ungewöhnlichen Holzlamellen-Dachkonstruktion und stilistisch schwer zu verortenden Gestaltung als ein architektonisches Unikat gepriesen, „das man gesehen haben muss, weil es nur hier, in Neustadt, existiert“.

Zwischen diesen beiden Wortmeldungen zum Neustädter Gemeindehaus liegen der Zweite Weltkrieg, die anschließende Deportation zahlreicher sächsischer Bewohner in die Sowjetunion, der Kommunismus und schließlich die Auswanderung des ganz überwiegenden Teils der Neustädter Sachsen in die Bundesrepublik Deutschland nach dem Fall des Eisernen Vorhangs. Für das Gemeindehaus bedeuteten diese Brüche zunächst die Enteignung und Umnutzung als sowjetisches Kriegslazarett und später als Kulturheim (*Căminul Cultural*) der politischen Gemeinde im Kommunismus. Auch nach



Evangelischer Gemeindesaal A. B. in Neustadt/Cristian, Wilhelm Schmidts, 1926/1927. Foto: Fotoatelier Heinrich Gust, Kronstadt/Braşov, um 1930; Siebenbürgen-Institut, Gundelsheim am Neckar, Bildarchiv, Sign.: O-146-4e-2_b

der Restitution des Gebäudes an die stark dezimierte Kirchengemeinde im Jahr 2008 diente der nun in Erbpacht an die politische Gemeinde vermietete Saalbau allen Bewohnern der Landgemeinde als Ort kultureller Zusammenkünfte.

Einem Gebäude, das einst evangelischen Glauben und sächsisches Selbstverständnis symbolisierte, gelingt

heute also scheinbar mühelos ein nicht selbstverständlicher Spagat: Es ist Schauplatz sächsischer „Heimattreffen“ ehemaliger Neustädter mit ihren einstigen Nachbarn und zugleich ein denkmalgeschütztes Werk der Baukunst, das Lokalpatriotismus und touristischen Hoffnungen der heute ganz überwiegend rumänischen Bevölkerung des Ortes einen Anknüpfungspunkt bietet. Für den Erhalt eines solchen Bauwerks, das in einer bestimmten historischen Situation für einen bestimmten, so heute nicht mehr existierenden Nutzerkreis geschaffen wurde, ist es von grundlegender Wichtigkeit, dass sich ein oder mehrere Interessentengruppen herausbilden, die sich mit dem Objekt – mitunter auch aus durchaus unterschiedlichen Motiven – identifizieren und es einer neuen Nutzung zuführen. Solchen Prozessen kultureller (Neu-)Aneignung kann die ursprüngliche gesellschaftliche Bedeutung des Objekts im Wege stehen, und bisweilen gehen sie nicht ohne Änderungen an der Bausubstanz vonstatten.

In vielen siebenbürgischen Dörfern bildeten von den evangelischen Kirchengemeinden A.B. errichtete Gemeindebauten wie Schulen, Gemeinde- und Pfarrhäuser neben den Kirchen Kulminationspunkte des sächsischen Gemeindelebens. Mit der Auswanderung des überwiegenden Teils der Siebenbürger Sachsen nach dem Ende des Kommunismus kam es in vielen Fällen zu einem endgültigen Bruch der Nutzungskontinuität dieser Bauten. Wo eine kulturelle Neuaneignung im oben beschriebenen Sinne bislang ausgeblieben ist, führte dies nicht selten zum fortschreitenden Verfall der leerstehenden, bisweilen auch Vandalismus ausgesetzten Gebäude.

Ein drastisches Beispiel ist hier sicherlich das evangelische Gemeindehaus in Großscheuern/Şura Mare unweit Hermannstadt/Sibiu, das 1904/1905 nach Entwurf des Hermannstädter Baumeisters Fritz Buertmes errichtet wurde und von dem heute nurmehr die Grundmauern stehen. Auch dieses Gebäude war nach dem Zweiten Weltkrieg enteignet worden, diente dann als Kulturheim der politischen Gemeinde und wurde nach dem Ende des Kommunismus an die Kirche restituiert. Zu einer Überinkunft wie in Neustadt, die eine Weiternutzung durch die politische Gemeinde ermöglicht hätte, kam es nicht. Stattdessen steht das Gebäude mit seiner Giebelfront im Stil der damals sogenannten „deutschen Renaissance“ seit 2010 zum Verkauf und büßte sein Dach ein; die politische Gemeinde nahm hingegen 2014 den Neubau eines Kulturheims in Planung.

Demgegenüber zeigt sich das Gemeindehaus in Neustadt nach 2009/2010 durchgeführten Restaurierungsarbeiten heute in gutem Zustand, gleichwohl hinterließen Funktionswandel und kulturelle Neuaneignung Spuren an der Substanz des Gebäudes.

Das Innere des von dem aus Neustadt stammenden Architekten Wilhelm Schmidts entworfenen Saalbaus war einst durch den Maler Waldemar Schachl mit Wandmalereien ausgeschmückt worden. Dargestellt waren Geschichte und Gegenwart der Landgemeinde – repräsentiert durch eine Gruppe von Deutschordensrittern einerseits und durch sächsische Bauern vor dem Hintergrund der Neustädter evangelischen Kirche andererseits. Das auf die kurze Episode der Herrschaft des Deutschen Ordens im Burzenland im 12. Jahrhundert anspielende Wandgemälde bringt auf diese Weise die Gründung des Ortes mit dem Ritterorden in Verbindung. Es steht damit in einer Reihe siebenbürgisch-sächsischer Kunstwerke des frühen 20. Jahrhunderts, die bemüht waren, auf solche Weise eine Bindung der Sachsen an das deutsche „Mutterland“ historisch zu untermauern. Die sich im Saal versammelnde Neustädter Gemeinde sollte mittels der Wandbilder also in einem sächsisch-evangelisch-deutschen Selbstverständnis bestärkt werden.

So verwundert es kaum, dass die Bilder übertüncht wurden, nachdem das Gebäude enteignet und zum kommunistischen Kulturheim umgewandelt worden war. Nach der Restitution wurden die Wandmalereien nun auf Initiative der im Erbpachtvertrag zum Unterhalt verpflichteten politischen Gemeinde von Laienhand rekonstruiert. Dabei wurde allerdings das „unbequeme“ Deutschordensmotiv, das in den 1940er Jahren andernorts auch im Rahmen nationalsozialistischer Propaganda zum Einsatz gekommen war, abgeändert: Der Ritter im Vordergrund ist nun in den Farben der sächsischen Nation gekleidet, auf seinem Schild prangt statt des Ordenskreuzes das Wappen des Burzenlands.

Hier zeigt sich wiederum eine lokalpatriotische Aneignung der sächsischen Vergangenheit des Ortes und ihrer Zeugnisse durch die heutige rumänische Mehrheitsbevölkerung. Sie spricht auch aus der Integration sächsischer Sitten und Gebräuche in den örtlichen Festkalender, mit dem das Rathaus auf seiner Website um Besucher wirbt. Auch die bei den „Heimattreffen“ im Gemeindesaal vorübergehend wiedervereinigten Sachsen dürften mit der Abwandlung des gemalten Geschichtsbildes im Allgemeinen gut leben können – wird doch das



Ehemaliger evangelischer Gemeindesaal A. B. in Șura Mare, Fritz Buertmes, 1904/05. Foto: Timo Hagen, 2017

seit dem 19. Jahrhundert zunehmend „deutsche“ Selbstverständnis der Sachsen unter ausgewanderten Landsleuten nicht selten kritisch als Anfang vom Ende ihrer Existenz in Siebenbürgen gedeutet.

Die 1910/1911 nach Entwurf des Architekten Fritz Balthes aus Schäßburg/Sighișoara errichtete evangelische Volksschule A.B. im südsiebenbürgischen Dorf



Ehemalige evangelische Volksschule A. B. in Kleinschenk/Cincșor, Fritz Balthes, 1910/1911, heute: Gästehaus. Foto: Timo Hagen, 2017

Kleinschenk/Cincșor ist ein weiterer ehemaliger sächsischer Gemeindebau, der durch Enteignung und Auswanderung seine ursprüngliche gesellschaftliche Funktion einbüßte. Der Bruch der Nutzungskontinuität, der zu Leerstand und Verwahrlosung führte, konnte hier jedoch nach der Jahrtausendwende durch persönliches Engagement in ein neues Nutzungskonzept überführt werden. Dieses erschloss der ehemaligen Dorfschule bei weitgehendem Erhalt der historischen Bausubstanz ganz neue Interessentenkreise – und zwar weit über Kleinschenk hinaus: Das Gebäude wurde 2008 von einer aus einer Kleinschenker sächsischen Familie stammenden und 1984 nach Deutschland ausgewanderten Geschäftsfrau und ihrem Mann erworben und im Anschluss restauriert und umgebaut. Seit 2013 fungiert es als Gästehaus mit gehobenem Standard und ebensolcher Küche, das mit historischem Mobiliar aus der Region eingerichtet wurde. Die zahlreichen Gäste kommen überwiegend aus rumänischen Zentren wie Bukarest und Klausenburg/Cluj sowie aus dem westlichen Ausland. Sie können hier einem Großstadt-Eskapismus frönen, der gehobene Lebensart mit dem Erlebnis ländlicher Ursprünglichkeit verbindet und damit eine zwischen *Homes and Gardens* und *Landlust* angesiedelte Ästhetik in regionaltypische Formen übersetzt. Interessanterweise tragen dazu die Architektur des ehemaligen Schulbaus und der behutsame Umgang mit derselben entscheidend bei.

Der sächsische Architekt Fritz Balthes hatte 1909 einen Bau entworfen, der vollauf den Idealen der zeitgenössischen Heimatschutz-Bewegung entspricht: Der eingeschossige Bau fügt sich mit seinen weißgetünchten Fassaden, die dezenter, der „Volkskunst“ entlehnter floraler Stuckdekor schmückt, dem mit Biberschwanzziegeln gedeckten und einer Laterne bekrönten Walmdach und der Einfriedung in Gestalt einer Ringmauer bruchlos in das gewachsene, von der benachbarten Kirchenburg dominierte Dorfbild ein. Die Berücksichtigung

regionaler Besonderheiten und eine Idealisierung ländlich-autochthoner Traditionen wurden von den Anhängern dieser Bewegung als Gegenbild zur kosmopolitischen Großstadt propagiert. Auch bei den Siebenbürger Sachsen war im frühen 20. Jahrhundert angesichts des modernisierungsbedingten Wandels die Angst vor Identitätsverlust ein großes Thema.

Dass ein Jahrhundert später die Globalisierung ähnliche Erfahrungen und Bedürfnisse generiert, verleiht der Kernbotschaft des Baus eine Aktualität, die zu seiner Wertschätzung seitens eines völlig gewandelten Nutzerkreises beitragen dürfte – auch ohne dass dies zwingend reflektiert wird.

Rumänische Lifestylemagazine, die über das Gästehaus berichten, informieren ihre Leser auch über den sächsischen Ursprung des Gebäudes. Es steht zu vermuten, dass sächsische Kultur hier als Teil der pastoralen Szenerie wahrgenommen wird, als die sich Siebenbürgen aus großstädtischer oder westlich-verklärender Sicht präsentiert. Vor Ort scheint die kulturelle Aneignung der sächsischen Vergangenheit Kleinschenks hingegen schwerer zu fallen: So wurde aus dem Kreis der örtlichen rumänischen Bevölkerung die Restaurierung der originalen Inschrift in deutscher und ungarischer Sprache („EV·VOLKSSCHULE·A·B/AG·HV·EV·NÉPISKOLA“) kritisiert, weil auf den Zusatz einer rumänischen Übersetzung verzichtet wurde.

Fritz Balthes ist nahezu der einzige sächsische Architekt der Zeit um 1900, zu dem erste Forschungen vorliegen; 2014 wurde ihm gar eine „Gebaute Heimat“ betitelt Ausstellung im Begegnungs- und Kulturzentrum Friedrich Teutsch der Evangelischen Kirche A.B. in Ru-



Ehemalige evangelische Volksschule A. B. in Jakobsdorf/Iacobeni, Karl Leonhardt, 1899/1900. Foto: Timo Hagen, 2017

mänien in Hermannstadt gewidmet. Gleichwohl steht das ehemalige Schulgebäude in Kleinschenk nicht auf der Liste der historischen Denkmale Rumäniens und ist damit – anders als etwa das Gemeindehaus in Neustadt – nicht denkmalgeschützt. Dies und der Umstand, dass andere Gemeindebauten von Balthes ungenutzt dem Verfall preisgegeben sind, verdeutlicht, in welchem

Maße der Erhalt dieser Architektur vom jeweiligen Eigentümer abhängt.

Wie schnell der Verfall einsetzt und fortschreitet, sobald die Nutzung solcher Gebäude nicht mehr aufrechterhalten wird, zeigt drastisch der Fall der ehemaligen evangelischen Volksschule A.B. in Jakobsdorf/Iacobeni im siebenbürgischen Harbachtal (Abb. 4). Der repräsentative neogotische Schulbau, der 1899/1900 errichtet und 1904 eingeweiht wurde, wird von einem Turm überragt, der sich in seiner Gestaltung an die Wehrtürme der unmittelbar benachbarten sächsischen Kirchenburg anlehnt. Der entwerfende Architekt Karl Leonhardt aus Schäßburg hoffte, auf diese Weise Anstoß zu einem „sächsischen Nationalstil“ zu geben.

Der nach dem Zweiten Weltkrieg enteignete Schulbau fungierte noch bis 1987/1990 als Staatsschule mit deutschem und rumänischen Unterrichtszug weiter; nach der Auswanderung fast aller Jakobsdorfer Sachsen wurde nur noch auf Rumänisch unterrichtet. Mit der Einweihung eines neuen Schulgebäudes im Ort 2009 verlor der Bau jedoch seine Funktion und zeigt nun, wenige Jahre später, massive Wasserschäden an Verputz und Stuckaturen sowie Verluste bei den Fensterverglasungen.

Um das Schulhaus als historisches Baudenkmal zu retten, bedürfte es nicht nur eines neuen Nutzungskonzepts, sondern auch einer fachgerechten Konservierung und Restaurierung. Grundlage wäre auch hier eine kulturelle Neuaneignung des Baus und der in ihm verkörperten Geschichte durch Interessenten in Jakobsdorf und gegebenenfalls auch darüber hinaus.

Eine solche Neuaneignung kann wie gesehen aus ganz unterschiedlichen Motiven erfolgen: aus heimatgeschichtlichem Interesse und Lokalpatriotismus, aus architekturhistorischer Wertschätzung, aus tourismuswirtschaftlichen Erwägungen etc. Offenkundig ist, dass, angesichts der weitgehenden Auflösung der sächsischen evangelischen Gemeinden, Wege gefunden werden müssen, um den ursprünglich ethnisch-konfessionell exklusiven Adressatenkreis der Gemeindebauten zu erweitern. Dass dies möglich ist, zeigen die Beispiele aus Neustadt und Kleinschenk.

Bisweilen wurde die ursprüngliche ethnisch-konfessionelle Exklusivität der Gebäude auch in ihrer künstlerisch-architektonischen Gestaltung thematisiert. Versuche, dies durch Eingriffe in die historische Bausubstanz zu vertuschen, können Teil notwendiger kultureller Neuaneignungsprozesse sein. Aus konservatorischer Perspektive und aus Gründen der historischen Redlichkeit erscheinen sie jedoch nicht als Mittel der Wahl zum Erhalt der Gemeindebauten.

Timo Hagen ist wissenschaftlicher Mitarbeiter im Forschungsprojekt „Gemeinschaftsbauten als gemeinsames Bauerbe. Siebenbürgisch-sächsische Schul-, Pfarr- und Gemeindehäuser um 1900 und nach der Auswanderung“ am Historischen Seminar der Universität Heidelberg.

Großpold – Alltagsleben in einem siebenbürgisch-deutschen Dorf

VON MARLENE PETRITSCH

Der vorliegende Artikel, dessen Ergebnisse im Rahmen mehrerer Forschungsaufenthalte in Großpold/Apoldu de Sus (Rumänien) entstanden sind, beschreibt das Alltagsleben der sogenannten Landler und Siebenbürger Sachsen, zweier deutschsprachiger Volksgruppen, die seit Jahrhunderten in Dörfern rund um Hermannstadt/Sibiu leben.

Während die Siebenbürger Sachsen bereits im 12. Jahrhundert dem Ruf des ungarischen Königs Geisa II. folgten – ihre Herkunftsgebiete liegen großteils in den Gebieten zwischen Flandern, Luxemburg und dem Erzbistum Köln bis hinein ins Westfälische –, reichen die historischen Wurzeln der Landler bis in die Bauernkriege des 17. Jahrhunderts, also bis in die Gegenreformation zurück. Im sogenannten „Landl“, der Gegend um Peuerbach und Eferding in Oberösterreich (dieser Gegend verdankt die Volksgruppe ihren Namen), hat der Bauernkrieg, in dem die Protestanten im 17. Jahrhundert ihren Glauben gegen die katholische Obrigkeit verteidigten, seinen Anfang genommen. Unter den Habsburgern Karl VI. und Maria Theresia wurden in der Zeit von 1734 bis 1756 protestantische Bauern, Holzknechte und Salzarbeiter aus Salzburg, Oberösterreich, Kärnten und der Steiermark nach Siebenbürgen verbannt.

Bis heute unterscheiden sich die Landler durch eigene Symbole und Rituale von anderen Volksgruppen im Dorf, und durch ihren „landlerischen Dialekt“ von den Siebenbürger Sachsen. Obwohl die Kultur der beiden deutschen Volksgruppen im Aussterben begriffen ist – die „Jungen“ sind während und nach dem Ceaușescu-Regime allesamt nach Deutschland und Österreich ausgewandert, und nur mehr wenige „Alte“ leben im Dorf – wird die Tradition, die sich in der Gestaltung der Bauernhäuser, in Kleidung und Sprache und in verschiedenen Bräuchen ausdrückt, im Dorf fortgesetzt. Der protestantische Glaube bildet bis heute einen identitätsstiftenden Faktor der beiden Volksgruppen.

Zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen

Im 18. Jahrhundert haben vornehmlich Landler und Sachsen in den drei „Landlerdörfern“ Neppendorf/Turnișor, Großbau/Cristian und Großpold/Apoldu de Sus gewohnt. Heutzutage leben sie fast ausschließlich nur mehr in Großpold, und zwar zusammen mit Rumänen und Roma.

Das Zusammenleben der beiden deutschsprachigen Volksgruppen mit den Roma war nach dem Zweiten Weltkrieg schwierig. Nachdem der Großteil der Landler und Sachsen in Arbeitslager nach Russland deportiert wurde, haben die Roma die nun leer stehenden Häuser bezogen und teilweise heruntergewirtschaftet. Das erzeugte nach der Rückkehr der „Deutschen“ in ihre Dörfer eine jahrzehntelange Spannung zwischen den Volksgruppen.

Die Situation des Zusammenlebens der Landler und Sachsen mit den Rumänen hat sich erst in den letzten

Jahren entspannt. Seit der Auswanderung vieler Landler während und nach dem kommunistischen Regime ist die Beziehung offener geworden. War es zuvor praktisch unvorstellbar, Rumänen auf dem protestantischen Friedhof in Großpold zu beerdigen, nehmen sie heute an Trauerfeiern der Deutschen teil. Neuerdings wird die Predigt sogar auf Rumänisch gehalten, während sie früher in deutscher Hochsprache in der Kirche gehalten werden musste, weil die Landler den sächsischen Dialekt nicht verstanden.



*Das Dorf Großpold/Apoldu de Sus im Kreis Hermannstadt/Sibiu (Rumänien).
Foto: Marlene Petritsch*

Ein zurückgekehrter Landler

Das Alltagsleben der Landler und Sachsen im Dorf beschreibt neben der ausgewanderten Jugend das Leben eines zurückgekehrten Ländlers. An das Leben in Deutschland konnte er sich nicht gewöhnen, und so entschied er sich, nach Großpold zurückzukehren. Dort arbeitet er selbständig in seinem erlernten Beruf und hält den Hof seiner Großmutter aufrecht. Die Lehre zum Metallbauer absolvierte er im Westen, wo er jahrelang in einer Schlosserei beschäftigt war. Die monotone Arbeit und das schnelllebige Leben stimmten ihn nicht zufrieden und trugen dazu bei, dass er in seine Heimat zurückkehrte. Das Leben auf dem Hof bedarf stetiger Arbeit. Deshalb ist es für ihn wichtig, genügend Arbeitsaufträge in seinem Beruf zu erhalten, um sein Leben in Großpold sicherzustellen.

Brauchtum bei den Lndlern

Feste und Feiern gibt es bei den Lndlern kaum mehr. Bräuche, wie es sie einst gab, sind im Verschwinden. Nur noch zu wenigen festlichen Anlässen wie Hochzeiten, Begräbnissen, dem Erntedankfest oder dem Pfingstfest,

kommt die Gemeinschaft zusammen. Darüber hinaus finden Feiern wie Silvester und Fasching im Kreise der jungen und alten Großpolder in Deutschland statt. Die Gemeinschaft feiert noch bei jährlichen „Landler-„ und „Sachsentreffen“ zusammen.

Besonders das Pfingstfest wird bei den Lndlern in Ehren gehalten, die Feierlichkeit erstreckt sich über drei Tage. Bei diesen Festtagen bringen die Landler vor allem in der Kirche ihre traditionelle Tracht zum Vorschein, diese soll Stärke gegenüber ihrer Kultur widerspiegeln. Die Landler-Tracht wird in Großpold von beiden deutschen Gruppen getragen und ist in einer Winter- und Sommerausführung erhältlich. Die traditionelle Tracht besteht aus einem Faltenrock mit einer Schürze, einem Hemd und einem „Leiberl“, einem bestickten Tuch sowie einem Spencer. Dieser Spencer ist im Winter aus Samt und im Sommer aus Seide.

Zu Pfingsten kann man noch den alten Brauch des „Maien“ beobachten: Die jungen Landler, die zu diesem Zeitpunkt aus Deutschland anreisen, sind ab den frühen Morgenstunden mit dem Pferdewagen im Wald unterwegs, um junge Birkenbäume zu schlägern. Einst sind es Gesellschaften im Dorf gewesen, die sich in den unterschiedlichen Gassen getroffen haben und mit dem Pferdewagen in den Wald gefahren sind. Während einst die Mädchen auf ihren Höfen das Essen für die Burschen vorbereiteten, fällten die Burschen die Birkenbäume, die sie anschließend auf dem Hof ihrer Geliebten aufstellten. Der Brauch gilt als Symbol der Fruchtbarkeit. Bei jedem aufgestellten Baum im Ort wird den Burschen Schnaps von den Nachbarn aufgewartet. Früher haben die Mädchen, die erobert werden sollen, den Burschen Brötchen und Wein serviert. Dieser alte Brauch verbindet die Gemeinschaft miteinander. Obwohl er verschwindet, lebt er doch in den Köpfen der jungen Landler weiter.



Wintertracht der Landlerinnen in Siebenbürgen.
Foto: Marlene Petritsch

Bevor sich die Landler und Sachsen auf den Winter vorbereiten, wird ihre bisherige Ernte verarbeitet. In diesem Zuge findet das alljährliche Erntedankfest statt. Bei diesem Fest kommen die Landler und Sachsen aus Großpold mit den Deutschen aus den umliegenden Dörfern zusammen, um Gott für die ausgiebige Ernte zu danken.

Trauerfeier

Für die Landler und Sachsen ist es wichtig, die Verstorbenen durch ein Begräbnis besonders zu ehren. Dabei werden einzelne Stadien eingesetzt, um mit der Grenze des Todes fertig zu werden. Die alten Landler und Sachsen in Großpold haben sechs traditionelle Phasen, die sie einst bei ihren Begräbnissen vollzogen und die sich noch heute in leicht abgeänderter Form wiederfinden: 1. das Stadium der Vorbereitung, 2. das Erscheinen eines Zeremonienmeisters, 3. der Marsch zum „Freidhof“, 4. die feierliche Bestattung, 5. das Verlassen des „Freidhofes“ und 6. der Verzehr des Tränenbrot. Mit den Ritualen ehren sie nicht bloß den Verstorbenen, sondern auch die ganze Gemeinschaft, die sich heute noch von anderen Kulturen und Volksgruppen unterscheidet.

Ein typischer Brauch für die Landler und Sachsen ist das Einnehmen des Tränenbrot. Während sich die Trauernden am Friedhof befinden, ist es die Aufgabe einer Landlerin, sich um die Mahlzeiten zu kümmern. Diese Mahlzeit findet unmittelbar nach dem Begräbnis statt. In der damaligen Zeit wurde das Tränenbrot in der „guten Stube“ des Trauerhauses eingenommen. Im Laufe der Zeit hat sich dies geändert, heute versammeln sich die Trauernden zum Tränenbrot in der ortsansässigen Konditorei oder sogar im Restaurant. Hier soll die Gemeinschaft in ihr gewohntes und alltägliches Leben zurückkehren. Dies wird durch das gemeinsame Essen und Trinken festgehalten.

Zur Herkunft protestantischer Namen

Bemerkenswert in Großpold und überhaupt in Siebenbürgen sind die protestantischen Friedhöfe, die von den Lndlern und Sachsen sorgfältig gepflegt werden. Durch die Pflege und die damit verbundene Erhaltung der Gräber erbringen die Landler und Sachsen ihren Verstorbenen eine gewisse Ehre. Neben der Grabpflege, der regelmäßig ein Frühstück auf den Gräbern einhergeht, erfährt man einiges über die Herkunft protestantischer Namen. So findet man am protestantischen „Freidhof“ (Friedhof), wie er bei den Lndlern und Sachsen genannt wird, Grabsteine mit österreichischen Familiennamen wie Rieger, Sonnleitner und/oder Glatz. Eine kurze Darstellung der Geschichte einer Landlerfamilie namens Rieger gibt Auskunft über den genauen Ort ihrer Herkunft aus Himmelberg bei Klagenfurt (Österreich). Der Grabstein eines Hauptmannes liefert geschichtliche Hinweise über die Schlacht bei Königgrätz, bei der er am 17. November, im 67. Lebensjahre, unter der Kriegsfahne durch eine Feindeskugel getötet wurde.

Zur Arbeit

Unter Ceauşescu hatten Landler und Sachsen zusammen mit Rumänen in Kollektiven gearbeitet, wobei durch die enge Verknüpfung des protestantischen Glaubens mit der Arbeit seitens der Landler Unterschiede in der Arbeitsauffassung zu den Rumänen hervortraten. Diese protestantische Arbeitsmoral ist noch heute ein prägender Bestandteil des Lebens der Landler.

Dennoch ist im Laufe der letzten Jahrzehnte ein massiver Wandel der Arbeitswelt der Landler und Sachsen festzustellen: Einerseits durch die stetige Abwanderung der Jungen bedingt, andererseits durch die vielfältige Produktpalette auf dem Lebensmittelmarkt wird die Viehwirtschaft – jahrhundertlang die hauptsächlichliche Lebensgrundlage – zusehends in den Hintergrund gedrängt. Hielten die Volksgruppen noch vor wenigen Jahren alle Arten von Nutztieren auf Hof und Feld, werden heutzutage nur noch Hühner und vereinzelt Schweine gehalten. Auch das Backen im Backofen, der sich noch in vielen alten Bauernhäusern befindet, ist durch das moderne Produktangebot der Lebensmittelketten zur absoluten Rarität geworden. Dennoch verrichten die Landler und Sachsen nach wie vor körperliche Arbeit auf ihren Höfen. Als Ausgleich zum harten Arbeitstag haben sich Rituale gehalten, die als „Freisein von Arbeit“ verstanden werden. Zu ihnen gehören das Schnapstrinken und das Singen als Elemente geselligen Zusammenseins. Zu ihnen zählen alte deutsche Volkslieder und Schlager, die sich die Landlerinnen zeitlebens in ihr eigens kreierte Liederheft notiert haben. Ihre lieblichen Stimmen ertönen heute noch aus ihren Höfen.

Die handwerklichen Berufe, die früher von den Deutschen im Dorf gelernt und ausgeübt wurden, sind aus der Arbeitswelt verschwunden. Handwerkliche Arbeiten werden von Rumänen und seit Kurzem auch von einem österreichischen Tischler in Urwegen/Gârbova ausgeführt, der seine berufliche Zukunft in Siebenbürgen sieht. Zu den verschwundenen deutschen Berufen hat einst der Fassbinders gezählt. Er genoss in den Dörfern ein hohes Ansehen, da viel Wein angebaut wurde und man die Fässer zum Konservieren und Lagern benötigte. Ein weniger verbreiteter Beruf war der des Schinders im Dorf. Seine Aufgabe, die später die jungen Landler übernommen haben, beinhaltete das Häuten, Vergraben und Verbrennen der Tierkadaver.

Der Wandel der alten Bauernhöfe

Der Wandel der Zeit hat auch nicht vor der baulichen Struktur in Großpold Halt gemacht. In dem Ort stehen neben den alten Bauernhöfen der Landler und Sachsen renovierte Häuser, die vorwiegend von Rumänen und Roma, aber auch von zugezogenen Deutschen aus Deutschland bewohnt werden. In diesen Häusern fallen moderne Toiletten auf, die das ehemalige „Plumpsklo“ ersetzen. Durch die Renovierung und Modernisierung der alten Bauernhäuser gerät eine Kultur mit der Zeit in Vergessenheit.

Ursprünglich wählte der sächsische Baron Dietrich im Jahre 1756 281 Familien aus, die eine eigene Hauswirtschaft zu führen imstande waren, um nach zehn Jahren der Steuerfreiheit die Zahl der Steuerzahler vermehren zu können. Anschließend brachte er sie in verschiedenen Dörfern unter, zum Großteil aber in Großpold, wo für sie eigene Häuser gebaut wurden. Diese Häuser durften aber nur zwei Fenster breit sein. Die Kosten wurden aus

eigenen Mitteln (93 Familien) und teils auf Staatskosten für diejenigen, die keine eigenen Mittel besaßen (81 Familien), gedeckt.



Die um die letzte Jahrhundertwende gebauten Landlerhäuser wurden in Großpold/ Apoldu de Sus von einem Maurermeister angefertigt.

Foto: Marlene Petritsch

Verkehr

Auch der Fortschritt und die Industrialisierung haben im Dorf Einzug gehalten. Wesentlich zum Alltag der Landler und Sachsen trägt die Verkehrsbelastung im Dorf bei. Um dieser und den häufigen Verkehrsunfällen in den Dörfern entgegenzuwirken, werden die Menschen neuerdings komfortabel von einem modernen Dieseltriebwagen, dem sogenannten „Săgeata Albastră“ – wie er von den Rumänen im Dorf genannt wird – in die umliegenden Dörfer und in die Stadt gebracht.

Die kniffligen Tricks der Einheimischen im Zug vom Osten in den Westen und umgekehrt zeigen eine Überlebensstrategie, mit der die Rumänen günstig von einem Ort zum anderen reisen. Dafür werden auch andere Verkehrsmittel wie etwa Mitfahrgelegenheiten eingesetzt.

Medizinische Versorgung in den Dörfern

Karitative Organisationen tragen zur Erhaltung der alten Bauernkultur in Großpold und den Dörfern um Hermannstadt bei, indem sie die beiden Volksgruppen mit Sachspenden und Fördergeldern aus Österreich unterstützen sowie alte und kranke Menschen mit den benötigten Medikamenten versorgen.

Bei schwerwiegenderen Erkrankungen müssen die Landler und Sachsen auf persönliche Kontakte zurückgreifen und in ein Krankenhaus im Westen ausweichen. Die Unterstützung der Landlerhilfen ermöglicht es ihnen, in Kliniken nach Deutschland oder Österreich zu kommen.

Dr. Marlene Petritsch ist Dozentin am Institut für Erziehungs- und Bildungswissenschaft an der Alpen-Adria-Universität in Klagenfurt (Österreich). Im Lit-Verlag erschien 2017 ihr Buch „Großpold – Alltagsleben in einem siebenbürgisch-deutschen Dorf“.

Menschenhandel in Rumänien – Ausbeutung, Opferarbeit, Prävention

VON DANIELA MARINACHE

Es gibt verschiedene Definitionen von Menschenhandel, aber wahrscheinlich beschreibt man dieses Phänomen am einfachsten so: eine moderne Sklaverei, in der manche Menschen von der Kontrolle und Ausbeutung anderer profitieren. Viele denken bei Sklaverei an ein Verbre-



Die Autorin während einer Präventionsveranstaltung in Roman (Kreis Neamt), Mai 2017. Foto: Adina Bălan

chen, das vor langer Zeit abgeschafft wurde. In Wahrheit leben heute mehr Menschen in Sklaverei als in jeder anderen Zeit in der Geschichte.

Die moderne Sklaverei findet hingegen nicht mehr nur auf Plantagen statt, sondern ist weitaus vielfältiger. Nach dem von der *Walk Free Foundation* erstellten *Global Slavery Index* sind weltweit 45,8 Millionen Menschen einer Form von Sklaverei unterworfen. Diese verschiedenen Formen sind unter anderem die sexuelle Ausbeutung, Arbeitsausbeutung und häusliche Knechtschaft sowie Organhandel, Zweckehe für verschiedene Ziele (Staatsbürgerschaft, Arbeiterlaubnis, die Berechtigung zu bestimmten Leistungen usw.) und der Zwang, bestimmte Verbrechen zu begehen.

Rumänien: Ressourcen- und Übergangsländ des Menschenhandels

In Bezug auf die Opfer des Menschenhandels ist Rumänien meist ein Ressourcenland. In letzter Zeit ist das Land aber auch ein Ziel- und Transitland geworden. Die offizielle Zahl der rumänischen Opfer des Menschenhandels im Jahr 2015 liegt bei 880, von denen 57 Prozent sexuell ausgebeutet wurden, darunter rund 37 Prozent Minderjährige. Doch wie aussagekräftig ist diese offizielle Zahl, wenn Rumänien innerhalb der Europäischen Union das Land mit der höchsten Zahl von Opfern des Menschenhandels ist?

Im Vergleich zu anderen Verbrechen ist bei Menschenhandel und Ausbeutung die Identifizierung der Opfer viel schwieriger. Oft haben die Opfer Angst, gegen ihre Peiniger auszusagen, oder es fehlt ihnen an Bildung

oder sie kennen ihre Rechte nicht. Oft wurden ihnen ihre Identifikationspapiere abgenommen, sodass sie sich in einer schwierigen, unklaren Situation befinden. Zudem gibt es keine umfassenden Statistiken, die die nationalen Erkenntnisse mit internationalen Daten abgleichen. Die Daten sind häufig nicht miteinander verbunden und beschreiben kontextuelle und kleine Stücke der Realität.

Ursachen und Methoden:

Ausbeutung der Schwachen

Die moderne Sklaverei ist in erster Linie eine Ausnutzung von Schwachstellen in sozialen, gesellschaftlichen und politischen Bereichen. Rumänien ist hierbei für Menschenhändler besonders attraktiv: Armut zusammen mit hohen regionalen Disparitäten, Mangel an Chancen und Bildung insbesondere in ländlichen Gebieten und Kleinstädten – diese sind nur einige der Schwachstellen, die viele Menschen dazu bringen, alles zu akzeptieren, um zu überleben und ihre Familien zu unterstützen.

Ein weiteres Problem ist die Arbeitsmigration vieler Rumänen ins Ausland. Oftmals gibt es dann Kinder, die in Rumänien zurückbleiben. Diese Familientrennung nährt andere Schwachstellen, die von Menschenhändlern ausgenutzt werden. Im Fachvokabular gibt es sogar einen Ausdruck: das „italienische Syndrom“. Dieses Syndrom beschreibt eine schwere Depression von Minderjährigen, deren Eltern ins Ausland ausgewandert sind, und die bei der Entwicklung der Kinder zu schwerwiegenden Konsequenzen führt. Im Jahr 2012 wuchsen in Rumänien rund 80.000 Kinder ohne Eltern auf. 40 davon begingen Selbstmord.

Der Traum von einem besseren Leben, der in der Hölle endet

Die Methoden, die diese Schwachstellen ausnutzen, sind ebenso vielfältig. Aber es scheint, dass alle eine Gemeinsamkeit aufweisen: das Versprechen auf ein besseres Leben. Zudem scheinen oftmals persönliche Beziehungen eine wichtige Rolle zu spielen. Im Jahr 2015 wurden 73 Prozent der Opfer von Menschenhandel von Familienmitgliedern oder Freunden rekrutiert. Auch der Verkauf von Kindern und vor allem von Mädchen und jungen Frauen von ihren Eltern oder anderen Verwandten ist dokumentiert. Je höher das Niveau der Armut ist, desto geringer scheint der Preis der Menschen zu sein und umso größer ist die Verlockung, dem Versprechen auf ein besseres Leben nachzugehen.

Social Media und Onlinekommunikation haben in den letzten Jahren den Menschenhändlern und Anwerbern den Zugang zu Opfern erleichtert. Sie können sich schneller mit Mädchen und jungen Frauen verbinden,

müssen weniger Ressourcen nutzen und bleiben oft anonym. Viele Mädchen werden über Facebook, Videochat oder andere ähnliche Plattformen für sexuelle Ausbeutung rekrutiert. Die Sicherheit im Internet ist ein Problem, das in letzter Zeit mehr und mehr angesprochen wird – mittlerweile auch aus der Perspektive des Menschenhandels.

Gebrochene Menschen: psychologische Folgen des Menschenhandels

Die Opferfürsorge und Rehabilitationsarbeit muss sich mit den Folgen des Menschenhandels und der Ausbeutung auseinandersetzen. Die meisten Menschen glauben, dass ein Opfer, das aus dem Ausbeutungsumfeld entkommen ist, nun ein neues Leben beginnen kann und wieder auf dem richtigen Weg ist. Doch so einfach ist es meist nicht. Die wichtigsten Aspekte bei der Rehabilitationsarbeit sind: die Gebrochenheit des Willens, der Persönlichkeit, der Werte und Prinzipien, der Überzeugungen und des Selbstwertgefühls.

In nicht wenigen Fällen entscheiden sich die Opfer dazu, in die Ausbeutung zurückzukehren, und ergreifen nicht die Chance auf ein selbstbestimmtes, eigenständiges Leben. Viele Sexarbeiter von der Straße scheinen bereitwillig diesen Job zu machen und werden das wohl auch sagen, wenn sie gefragt werden. Die Wahrheit ist, dass sich diese Personen in den meisten Fällen mit der Situation arrangiert haben und ihr Wille so gebrochen ist, dass sie nicht mehr daran glauben, dass ihr Leben besser sein könnte. Keine Hoffnung, kein Traum, keine Freiheit: Oft üben die Peiniger psychischen Druck aus, um ihre Opfer ohne weitere Zwangsmaßnahmen an sich zu binden.

Opferfürsorge in Rumänien: mehr Mittel notwendig

In Rumänien werden die Opfer durch Heilungs- und Rehabilitationsprozesse unterstützt sowie durch psychologische Beratung, soziale Unterstützung, Berufsausbildung, Berufsberatung, Unterbringung für einen bestimmten Zeitraum, berufliche Therapien und andere Dienstleistungen. Diese Dienste werden meist von NGOs bereitgestellt, da die öffentlichen Institutionen nicht über die Kapazität und die Mittel verfügen, um direkte Dienste zu erbringen. Doch der Bedarf an diesen Dienstleistungen übersteigt bei Weitem die Kapazitäten, die die NGOs durch Wohnheime und sichere Häuser, die sich meist in wenigen Großstädten befinden, bereitstellen können. Es gibt NGOs, die ihre Türen wegen unzureichender Finanzierung und fehlender kompetenter Spezialisten schließen müssen. Da es noch keine öffentliche Förderpolitik für NGOs gibt, die Hilfe für Opfer des Menschenhandels leisten, ist das Überleben dieser Organisationen ein harter Kampf. Finanzielle Unterstützung kommt in der Regel aus ausländischen Quellen und von privaten Spendern. Doch diese Finanzmittel sind schwankend und erlauben somit keine nachhaltige Lösung auf lange Sicht.

Die Unterstützung, die den Opfern angeboten wird, ist kein vorab festgelegter Prozess, sondern beruht immer

auf einer Zusammenarbeit der Spezialisten und Opfer. Unterstützung und Beratung schlagen die Spezialisten vor, aber die endgültige Entscheidung treffen die Betroffenen. Dann sind die Heilungs- und Rehabilitationsprozesse immer ein individueller Weg, der auf die Bedürfnisse der Betroffenen, ihre persönliche Entwicklung und ihre persönlichen Ziele eingeht, die dann zusammen mit dem assistierenden Team von Spezialisten angegangen werden.



Kampagne von Solwodi gegen Menschenhandel im Bukarester Gheorghe-Lazăr-Lyzeum, Dezember 2016. Foto: Tereza Măriuț

Opferfürsorge: kurz- und mittelfristige Angebote

Je nach Mission und Organisationsfähigkeit sind NGOs, die den Opfern des Menschenhandels direkte Dienste leisten, spezialisiert auf drei verschiedene Bereiche: Notfallintervention und Fallmanagement, Heilungs- und Erholungsphase oder Übergangsprogramme.

Im Falle von Notfallintervention und Fallmanagement werden kurzfristige Hilfsangebote, die in der Regel bis zu zwei Monate dauern, unterbreitet. Hierzu zählen Rechtshilfe, der Zugang zu medizinischen Dienstleistungen, post-traumatische Notfallberatung sowie eine kurzfristige Unterkunft. Diese Dienstleistungen werden im Notfall gebraucht und schaffen zunächst eine stabile Situation, aus der heraus weitere Entscheidungen getroffen werden können.

In der Heilungs- und Erholungsphase werden mittelfristige Unterstützungen angeboten, welche in der Regel bis zu einem Jahr andauern. Diese können verschiedene Assistenzverfahren beinhalten, welche die Betroffenen während der Unterkunft in einem Schutzhaus erhalten. Das kann von Psychotherapie bis zur Berufsausbildung und beruflichen (Re-)Integration reichen.

Im Rahmen eines Übergangsprogramms werden mittelfristige Dienstleistungen angeboten, welche ebenfalls in der Regel bis zu einem Jahr andauern. Wenn Betroffene in einer Übergangswohnung wohnen, übernehmen sie bereits die meisten Lebenshaltungskosten, mit Ausnahme der Miete. So soll wieder erlernt werden, das Familienleben zu organisieren – besonders im Falle von Betroffenen mit Kindern. Auch die Bereiche Berufsleben, Verwaltung des Familienbudgets und ein langsames Heranführen an einen Umgang mit normaler Lebensverantwortung sind Ziel der Arbeit. Die Betroffenen erhalten immer noch psychologische und soziale Unterstützung,

welche sich nun stärker auf eigenverantwortliches Handeln, die Bewältigung von Stress und normalen Lebenssituationen sowie berufliche Unterstützung konzentriert.

Unterstützungsarbeit umfasst verschiedene Bereiche: Finanzen und Infrastruktur bis hin zu einem multidisziplinären Team, das sich um jeden individuellen Fall kümmert. Jeder Fall ist einzigartig und bedarf unterschiedlicher Anstrengungen, Zeit und Ressourcen. Der Prozess der Behandlung und Heilung von Traumata bleibt aber unberechenbar. Daher gibt es in dieser Arbeit keine starren, messbaren Ergebnisse und Erfolgsindikatoren.

Prävention: Schwachstellen verringern, Bewusstsein schaffen

Um sich der Konsequenzen des Menschenhandels bewusst zu werden und das Bewusstsein für Gefahren und Schwachstellen zu wecken, ist die Prävention unerlässlich. In Anbetracht der Tatsache, dass der Menschenhan-



Unter Anleitung von Mitarbeiterinnen von Solwodi lernen Opfer von Menschenhandel und häuslicher Gewalt als therapeutische Maßnahme Seife herzustellen, November 2016. Foto: Adina Bălan

del eine Folge vieler systemischer Probleme ist, wie bereits oben beschrieben, sind Maßnahmen der Prävention solche, die auf Schwachstellen in verschiedenen Bereichen hinweisen und genau dort ansetzen. Aus dieser Perspektive ist die Verbesserung des Zugangs zu Schulen in einer bestimmten Region ebenso eine Präventionsmaßnahme wie eine Sensibilisierungskampagne. Die Prävention muss hier eine mehrschichtige Antwort sein, da der Menschenhandel eine Folge eines viel breiteren Kontextes und Problems ist.

Organisationen, die in Rumänien Präventionsarbeit direkt im Bereich des Menschenhandels leisten, tun dies zumeist durch Aktivitäten, die unterschiedlich gefährdete Gruppen ansprechen. Personen, die besonders gefährdet sind, kommen u.a. aus armen oder abgelegenen Gebieten, haben meist wenig Zugang zu Informationen und beruflichen Möglichkeiten oder gehören zu Minderheitengruppen. Aktivitäten für diese Adressaten haben das Ziel, die Anfälligkeit zu verringern und ein Bewusstsein für die Gefahr zu schaffen. Personen, die weniger gefährdet sind,

kommen u.a. aus einer stabilen wirtschaftlichen Situation, haben einen guten Zugang zu Informationen und Arbeit, leben in Städten und haben einen relativ stabilen familiären Kontext. Diese Personen sollen mit dem Ziel angesprochen werden, sie stärker auf den Menschenhandel aufmerksam zu machen und sie zu ermutigen, sich dem Kampf gegen den Menschenhandel anzuschließen und aktive Botschafter in ihren eigenen Gemeinschaften zu sein. Zuletzt gibt es noch Aktivitäten, die Gemeinschaften mit einem hohen Anteil von Opfern des Menschenhandels ansprechen wollen, um die soziale Wiedereingliederung der Überlebenden zu erleichtern und eine erneute Ausbeutung und Rückkehr in die Abhängigkeit zu verhindern.

In den oben beschriebenen Bereichen können Maßnahmen der Prävention je nach Bedarf und Herausforderungen unterschiedlich sein. So gibt es Sensibilisierungskampagnen, Workshops, Schulungen, Sommerlager sowie Einzel- und Gruppenberatung oder Fürsprache. Die Inhalte können ebenfalls vielfältig sein: von interaktiven Informationsmaterialien über Menschenhandel bis zur Überwindung von Traumata, von gesunden Familien- und Gemeindebeziehungen bis hin zur Kompetenzentwicklung und Ermutigung für das Berufsleben. Es gibt viele Herausforderungen in der Präventionsarbeit. Sie ist immer ein langwieriger Prozess, der nur schwer zu evaluieren ist.

Mehr Unterstützung notwendig – denn jeder befreite Mensch ist ein Sieg

Eine breitere Perspektive beim Thema Menschenhandel ist notwendig. Mehr Investitionen in Forschung und Makro-Interventionen sind überaus wichtig, um die moderne Sklaverei zu bekämpfen. Auch die Verfolgung der Täter und die Zerschlagung von organisierter Kriminalität in diesem Bereich sind wichtige Bausteine im Kampf gegen den Menschenhandel. Prävention muss vielfältig sein und auch bei den Ursachen und Schwachstellen ansetzen, die den Menschenhandel begünstigen.

Die Opferfürsorge bleibt vor diesem Hintergrund meist unscheinbar. Dabei sind die hier erzielten Ergebnisse weniger sichtbar, aber gleichzeitig sind sie tatkräftige, lebensverändernde und authentische Erfahrungen. Um so eine Arbeit zu leisten, Rückschläge mitzuerleben, die immer neuen Schicksale hautnah zu erleben, ist ein Gedanke eine besondere Motivation: Jeder Überlebende, der zu einem selbstbestimmten Leben zurückfindet und wieder in die Gesellschaft integriert werden kann, ist ein Sieg über den Menschenhandel.

Daniela Marinache arbeitet derzeit bei der NGO Solwodi in Rumänien, welche sich mit Opferfürsorge und Präventionsarbeit gegen den Menschenhandel einsetzt. Sie studierte Politikwissenschaften und öffentliche Politik an Universitäten in Bukarest, Bologna und Berlin.

Malaxa, ein rumänischer Oligarch in bewegten Zeiten

VON GERHARD KÖPERNIK

Der Ingenieur Nicolae Malaxa erschafft nach dem 1. Weltkrieg in Rumänien einen riesigen Industriekonzern und gilt bei Ausbruch des 2. Weltkriegs als reichster Mann Rumäniens. Er hat beste Verbindungen zu König Carol II., dann unterstützt er die faschistische Eisernen Garde, die den König stürzt. Dies wird ihm zum Verhängnis, als Marschall Antonescu im Januar 1941 den Putsch der Garde niederschlägt. Malaxa wird enteignet. Noch vor dem Einmarsch der Roten Armee und dem Sturz Antonescus im August 1944 leitet er wieder sein Unternehmen – aber nicht für lange Zeit. 1946 reist Malaxa in die USA, wo er vom späteren Präsidenten Nixon Schützenhilfe erhält. 1958 soll Malaxa wegen seiner Unterstützung der Eisernen Garde aus den USA ausgewiesen werden, dazu kommt es aber nicht.

Nachdem Malaxa 1946 den Boden der USA betreten hatte, hielt die CIA ihn für einen kommunistischen Agenten. Ein Mitarbeiter notierte: „Da Malaxa äußerst geschickt, effizient, vollkommen selbstbeherrscht, sehr diskret, von unglaublicher Perfidie und ein Meister in der Kunst der Bestechung ist, muss er als einer der gefährlichsten Agenten betrachtet werden.“

Schon bei Kriegsende hatte Malaxa mit dem Leiter des Nachrichtendienstes des US-Kriegsministeriums in Bukarest vereinbart, er werde ihm einen bestimmten Betrag zahlen, sollte er es ihm ermöglichen, in die USA einzureisen. Diese Hilfe musste er nicht in Anspruch nehmen. Im Herbst 1946 reiste Malaxa als Mitglied einer rumänischen Delegation ein und verhandelte mit US-Unternehmen über Investitionen in Rumänien. Als König Mihai Ende 1947 auf Druck der Kommunisten abdanken musste, blieb Malaxa in den USA und bemühte sich 1948 um eine dauerhafte Aufenthaltserlaubnis. Mit Hilfe eines ehemaligen Mitarbeiters des US-Finanzministeriums gelang es ihm, seine eingefrorenen Guthaben in Höhe von 1,5 Millionen Dollar bei der Chase National Bank zu entsperren. Ein erster Versuch Malaxas, über die Anwaltskanzlei der Brüder Dulles (der eine wurde 1953 Außenminister, der andere CIA-Chef) ein Gesetz zu seinen Gunsten zu lancieren, scheiterte. Der zweite Versuch war erfolgreicher: Senator Richard Nixon (ab 1953 US-Vizepräsident, ab 1969 Präsident der USA), dem er angeblich 100.000 Dollar zukommen ließ, sorgte dafür, dass Malaxas Name 1953 auf eine Liste des Kongresses von *displaced persons* aufgenommen wurde, denen eine dauernde Aufenthaltserlaubnis erteilt werden sollte. Der jüdische Kongressabgeordnete Celler allerdings setzte durch, dass der Name gestrichen wurde.

Nun verkündete Malaxa, er wolle in der Heimatstadt Nixons eine Fabrik für Pipelinerohre errichten. Nixon erklärte, Malaxa sei für die Durchführung des für den Koreakrieg wichtigen Projekts nicht zu ersetzen; der frischgebackene Röhrenfabrikant erhielt eine dauernde Aufenthaltserlaubnis. Die Fabrik wurde nie gebaut.

1955 reiste Malaxa nach Argentinien, wo er angeblich eine Munitionsfabrik errichten wollte. Auf Druck einiger Kongressabgeordneter untersagte die US-Einwanderungsbehörde die Rückkehr in die USA mit der

Begründung, er habe seine Aufenthaltserlaubnis unter falschen Angaben zu seinen Verbindungen zur Eisernen Garde, zu den Nazis und zu den Kommunisten erschlichen. Im Einspruchsverfahren bot ein Mittelsmann dem Staatsanwalt – erfolglos – 200.000 Dollar an. Die Entscheidung des Gerichts, Malaxa die Aufenthaltserlaubnis zu entziehen, wurde jedoch in der Berufungsinstanz 1958 aufgehoben. Vizepräsident Nixon sorgte dafür, dass die Einwanderungsbehörde Malaxa nicht länger belästigte. So konnte der rumänische Oligarch das Leben in seinem Luxusapartment bis zu seinem Tod 1965 genießen – er, der, wie sich später herausstellte, ein Doppelagent war: Von der CIA als kommunistischer Spion verdächtigt, diente er dem Geheimdienst der US-Marine und dem FBI, ohne dass beide voneinander wussten.



Nicolae Malaxa (geb. 1884 in Huși, Kreis Vaslui; gest. 1965 in New Jersey, USA) war ein rumänischer Ingenieur und Industrieller. Er entstammte einer aromunischen Familie aus Griechenland. Foto: Studio Julietta

War Malaxa ein Freund von Faschisten, Nazis und Kommunisten? Ganz und gar nicht! Er suchte die Nähe der Mächtigen, diente sich ihnen an, nahm durch Bestechung und Intrigen Einfluss auf ihre Entscheidungen. Allerdings drehte sich das Rad der Geschichte schnell, der rasche Machtwechsel in Rumänien zwischen 1930 und 1950 machte ihm zu schaffen.

Nicolae Malaxa, 1884 in Ostrumänien geboren, studierte Ingenieurwissenschaften in Iași und Karlsruhe. 1919 gründete er ein Unternehmen, das Eisenbahnwagen instandsetzte. Er war so erfolgreich, dass er zwei Jahrzehnte später einen Konzern führte, der hochmoderne Lokomotiven, Waggons, Autos, Stahlrohre und andere

Stahlerzeugnisse produzierte; drei Jahre vor Kriegsbeginn kamen Rüstungsgüter hinzu. Er beschäftigte in seinen Unternehmen rund 10.000 Arbeitnehmer, war Präsident der Ford-Werke in Rumänien und galt bei Beginn des 2. Weltkriegs als reichster Rumäne.

Erfolgreich war damals auch ein anderer Großindustrieller: Max Auschnitt, ein in Galatz/Galați geborener Jude, der 1934 zum katholischen Glauben konvertierte, war Vorstandsvorsitzender der Stahlwerke Reschitza/Reșița, der größten rumänischen Aktiengesellschaft mit 16.000 Beschäftigten. Auschnitt und Malaxa „bedankten“ sich 1931 bei König Carol II. für die staatliche Unterstützung ihrer wirtschaftlichen Aktivitäten mit einer Spende von 100 Millionen Lei für den königlichen Hof. Die beiden Oligarchen wurden alsbald in die Hofkamarilla aufgenommen und nahmen häufig an den Pokerrunden am königlichen Hof teil.



Der rumänische Industrielle Max Au(s)chnitt (1888–1959) mit seiner Verlobten Leonora Brooke im Jahre 1932. Quelle: Bibliothèque nationale de France

Die engen Beziehungen Malaxas zum Königshaus führten zu allerlei Gerüchten. Es wurde gemunkelt, der Sohn des Königs, Mihai, habe eine Beziehung zu Malaxas Tochter Lulu, oder gar: König Carol II. habe Lulu auf seiner Jacht vergewaltigt, so dass Malaxa sie zum Studieren nach Paris geschickt habe.

Anders als Auschnitt und Malaxa zeigte zur selben Zeit ein gewisser General Ion Antonescu wenig Sinn dafür, durch „politische Kontakte“ seine Aufstiegsmöglichkeiten zu verbessern. Er trat im Dezember 1934 nach wenigen Monaten als Generalstabschef wegen Meinungsverschiedenheiten mit dem Verteidigungsminister zurück. 1937 ernannte ihn König Carol zum Verteidigungsminister, um ihn nach einem Jahr Ende 1938 zu entlassen und unter Hausarrest zu stellen; er hatte sich am Hofe Feinde gemacht. Wahrscheinlich musste Malaxa die Erfahrung machen, dieser Verteidigungsminister sei unzugänglich für Bestechung - ein Grund, beim König seine Entlassung zu betreiben?

1938 begann der Stern des Oligarchen Auschnitt zu sinken. Er geriet in Misskredit, weil der mächtige Hofmarschall Urdăreanu seine Beiträge zur Hofhaltung für unzureichend hielt. Anfang 1938 erlassene antisemitische Gesetze schwächten seine Stellung. Als im März

1939 Rumänien mit dem Deutschen Reich über ein Wirtschaftsabkommen verhandelte, sprach sich Auschnitt gegen eine Zusammenarbeit aus, Malaxa ganz im Sinne des Königs dafür. Die Freundschaft mit einem jüdischen Industriellen wurde problematisch. Hofmarschall Urdăreanu warf ihm Missmanagement und Betrug vor. Im November 1939 wurde Auschnitt verhaftet, im März 1940 zu sechs Jahren Haft verurteilt. Malaxa, griechischer Abstammung, war seinen jüdischen Rivalen los.

Malaxa nutzte seine Beziehungen zum Hofe, um für ihn wichtige Posten mit ihm genehmen Personen zu besetzen; der Chef der rumänischen Eisenbahnen - einer seiner wichtigsten Kunden - war sein Mann. Für ein neues Stahlröhrenwerk ließ sich Malaxa 1936 von der Regierung langfristige Kredite und Wettbewerbsschutz zusagen. Dann ging Malaxa daran, Rüstungswerke zu errichten. Vorher hatte er aber die Skoda-Werke, die bis dahin das Rüstungsgeschäft in Rumänien beherrschten, ausmanövriert; ihr Vertreter wurde wegen Korruption zu fünf Jahren Gefängnis verurteilt. Solange König Carol gute Beziehungen zu England favorisierte, war Malaxa bereit, englische Investoren an seinen Unternehmen zu beteiligen, u.a. 1938 auch an seinen Rüstungswerken (er leitete allerdings von den Briten erhaltene Blaupausen an seine deutschen Partner weiter). Der König und seine Minister ehrten Malaxa in diesem Jahr mit zwei Besuchen seiner Werke. Und selbstverständlich war er nach Aufhebung der Verfassung im Februar 1938 bereit, als Mitglied des Direktorats der „Front der nationalen Erneuerung“ den nun als Diktator herrschenden König zu unterstützen. Malaxa überwies der Regierung 1939 eine großzügige Spende für die Ausstattung des Heeres.

Angesichts der Erfolge der deutschen Wehrmacht im Westen im Frühjahr 1940 schien es König Carol geraten, sich Nazi-Deutschland anzunähern. Malaxa hatte die Zeichen der Zeit etwas früher erkannt. Er hatte schon vorher eng mit deutschen Unternehmen zusammengearbeitet und auch Hermann Göring getroffen. Im Mai 1938 lernte Malaxa in der deutschen Botschaft Edit von Coler - eine selbstbewusste, schöne Frau - kennen, die sich im Auftrag des Reichslandwirtschaftsministeriums in Bukarest aufhielt. Im Oktober schlug er der Botschaft vor, zur Verbesserung der deutsch-rumänischen Beziehungen eine deutsche Zeitung herauszugeben, die er finanzieren werde und die Frau von Coler (gegen ein fürstliches Gehalt) leiten solle. Das Projekt kam zustande. Malaxa gab Frau von Coler Gelegenheit, sich in seinem Hause mit rumänischen Spitzenpolitikern zu treffen und für Deutschland zu werben. Den deutschen Diplomaten vor Ort war sie zu rührig, das Auswärtige Amt orderte sie im Juli 1940 zurück nach Berlin.

Nachdem sein Rivale Max Auschnitt im März 1940 zu sechs Jahren Haft verurteilt worden war, sorgte Malaxa dafür, dass Albert Göring, der Bruder von Hermann Göring, in den Aufsichtsrat der Stahlwerke Reschitza nachrückte.

Als Mitte der 1930er Jahre die faschistische „Eiserne Garde“ an Popularität gewann, scheute Malaxa sich

nicht, sie finanziell zu unterstützen. Sie hatte sich den Kampf gegen den „jüdischen Kommunismus“ auf die Fahnen geschrieben und sprach sich für eine enge Zusammenarbeit mit Nazi-Deutschland aus. Es heißt, Malaxa habe vor allem wegen seiner Freundschaft mit der von der Garde verabscheuten jüdischen Geliebten des Königs, Elena Lupescu, durch regelmäßige Zahlungen die Gardisten ruhigstellen wollen.

Die Eisernen Garde bildete im September 1940 nach Vertreibung von König Carol II. zusammen mit General Ion Antonescu eine Regierung, die sich entschlossen Nazi-Deutschland zuwandte. Malaxa verstärkte seine Unterstützung der Garde, u.a. durch Lieferung von Waffen an Gardisten. Antonescu erklärte dem deutschen Botschafter, er wolle den „lästigen Intriganten“ loswerden und ihn nach Deutschland abschieben. Malaxa gelang es, Hilfe vom Oberkommando der Wehrmacht zu erhalten, das sich um die Arbeitsfähigkeit der Malaxa-Rüstungswerke sorgte. Im Januar 1941 wollte die Garde durch einen Putsch Antonescu stürzen. Der Putsch wurde niedergeschlagen. General Antonescu ließ nicht nur Gardisten verhaften, sondern auch Malaxa. Der war bereit, 50 Prozent seiner Unternehmensgruppe dem Staat zu übertragen, wurde aber vollständig enteignet. Die Hermann-Göring-Werke übernahmen durch einen Pachtvertrag die Führung der verstaatlichten Unternehmen. Begründet wurde die Enteignung damit, Malaxa habe seine Werke durch staatliche Hilfe aufgebaut, allein 1940 habe er Kredite in Höhe von 3 Milliarden Lei von staatlichen Banken erhalten. Er habe fast ausschließlich für den Staat produziert und dabei unerhörte Gewinne eingesteckt. So hätten z.B. die Herstellungskosten einer Waffenbestellung 182 Millionen Lei betragen, dem Staat seien 1,5 Milliarden Lei in Rechnung gestellt worden.



Die Bukarester Villa von Nicolae Malaxa, in der sich beim Putsch der Eisernen Garde gegen Antonescu Gardisten verschanzten. Heute befindet sich in der Villa die Zentrale der Rumänischen Kulturinstitute. Quelle: Life

Im April 1941 wurde Malaxa aus der Haft entlassen, stand aber unter Hausarrest. Die Presse berichtete, bei der Testamentseröffnung des ehemaligen Justizministers Jamandi habe sich gezeigt, dass Malaxa den Minister mit erheblichen Beträgen unterstützt habe.

Nach der Niederlage in Stalingrad und Rückzugsgefechten der deutschen Wehrmacht an allen Fronten verstärkte sich die Neigung rumänischer Politiker, dem



In den Malaxa-Werken wurden vor allem Dampf- und Diesellokomotiven, Triebwagen, Eisenbahnwagen, Stahlrohre sowie Rüstungsgüter hergestellt. Quelle: forum.construim-romania.ro

Bündnispartner Deutschland nicht mehr zu folgen. Malaxa nutzte seine Beziehungen zur Entourage des Staatsführers Antonescu. Im Oktober 1943 löste die Regierung den Pachtvertrag mit den Hermann-Göring-Werken auf, gab Malaxa seine Werke zurück und übertrug ihm wieder die Führung seiner Unternehmen.

Nach dem Einmarsch der Roten Armee in Rumänien bot er im Oktober 1944 40 Prozent seiner Unternehmensgruppe amerikanischen und britischen Investoren an, um sich gegen eine drohende Enteignung zu schützen. Als Angebote ausblieben, gelang es ihm, die kommunistische Regierung zu überzeugen, ihm 2,4 Millionen Dollar Entschädigung für die Enteignung einiger seiner Unternehmen zu zahlen. Angeblich hatte Malaxa Ion Maurer, Minister in dieser Regierung, bestochen. Sein Rivale Auschnitt, inzwischen auch in die USA emigriert, behauptete, Malaxa habe den liberalen Politiker Gheorghe Tătărescu, Außenminister von 1945–1947, überzeugt, der kommunistischen Partei beizutreten (was nicht geschah), und sei deshalb belohnt worden. Laut Auschnitt war Malaxa ein Helfer der faschistischen Garde und ab 1945 ein kommunistischer Agent. Ein CIA-Informant hielt dagegen: Malaxa sei nie ein Kommunist gewesen, er sei ein Opportunist, der die Fahne nach dem Wind drehe. Er hatte Recht.

P.S. Die rumänische Restitutionsbehörde hat 2006 Malaxas Nachfahren – zwei Kinder seiner Tochter Irina, die den Nobelpreisträger Gheorghe Emil Palade geheiratet hatte, sowie die Ehefrau eines Neffen – für die Verstaatlichung seiner Unternehmen im Jahr 1948 eine Entschädigung in Höhe von 310 Millionen Dollar zugesprochen.

Dr. Gerhard Köpernik, Jurist, ist der Präsident der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft. Zuletzt erschien von ihm der Band „Faschisten im KZ. Rumäniens Eisernen Garde und das Dritte Reich“ (Berlin 2014).

La mulți ani!

VON WOLFGANG ASCHAUER

„Fremd ist der Fremde nur in der Fremde.“ (Karl Valentin)

Es ist eine Binsenweisheit, dass das, was man bewusst macht, nicht mehr das ist, was es war, als man es noch unbewusst machte. Sich selbst beim Handeln zu beobachten – und sei es retrospektiv – verändert also dieses Handeln, was eine fundamentale Konsequenz hat: Einerseits bedeutet es den unwiederbringlichen Verlust des selbstverständlichen, naiven Zugangs zur eigenen Geschichte und zum eigenen Handeln, andererseits ermächtigt es aber zu einem vertieften Verständnis dessen, was man eigentlich gemacht hat bzw. aktuell unternimmt. Die Biographie Wilfried Hellers kann nachgerade als Musterbeispiel für diesen Prozess angesehen werden. Bei einer sehr simplen Herangehensweise könnte man es als Abfolge von Fremdheitserfahrungen mit darauf reagierenden Aneignungsleistungen interpretieren: So kommt der am 8. Mai 1942 in Littmitz (Egerland) geborene Heller 1946 als „Tscheche“ (dies die Benennung der sudetendeutschen Vertriebenen durch die Eingeborenen) in ein kleines Dorf in den bayerischen Alpen (Ramsau), wo er seine Kindheit und Jugend verbringt. Als Bayer erreicht er 1962 seinen zweiten Standort Heidelberg, wo er das Studium der Geographie, Geschichte, Germanis-

Geographischen Institut der Universität Göttingen an.

Eine besonders gravierende Fremdheitserfahrung folgt sehr bald, als er 1972 in das zu dieser Zeit kulturell wie politisch überaus exotische Rumänien aufbricht, wo er Materialien für seine Habilitationsschrift zu sammeln gedenkt. Auch hier ist er der Fremde, nun aus dem westlich-kapitalistischen Ausland, dem es in kürzester Zeit nicht nur gelingt, sich hervorragend in der Landessprache zu verständigen, sondern auch zahlreiche, teilweise bis heute fortdauernde Freundschaften zu knüpfen. Die um zusätzliche Erkenntnisse aus eigenen Forschungen in Griechenland ergänzte vergleichende Studie „Regionale Disparitäten und Urbanisierung in Griechenland und Rumänien – Aspekte eines Vergleichs ihrer Formen und Entwicklung in zwei Ländern unterschiedlicher Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung seit dem Ende des Zweiten Weltkriegs“ führt zur Habilitation im Jahre 1978.

Nach Ablauf des Arbeitsvertrags an der Universität Göttingen wird 1979 aus dem examinierten Lehrer und forschungserfahrenen Wissenschaftler ein Referent im Bereich Studienreform im Ministerium für Wissenschaft

und Kunst des Landes Niedersachsen. In den Niederungen der Bildungsverwaltung erreicht ihn 1982 der Ruf auf eine Professur für Sozialgeographie am Geographischen Institut der Universität Göttingen, den er auch annimmt.

Seine bisher vorletzte Fremdheitserfahrung ereilt ihn 1994, als er als „Wessi“ den Lehrstuhl für „Sozial- und Kulturgeographie mit dem Schwerpunkt Migrationsforschung“ an der Universität Potsdam übernimmt und dort den interdisziplinären Studiengang „Regionalwissenschaften“ konzipiert und aufbaut. Im Jahre

2007 findet sein (bezahltes) Berufsleben mit dem Übergang in den Ruhestand ein Ende, nicht aber seine Bereitschaft, sich neuen, unbekannteren Verhältnissen auszusetzen, jetzt: als Wissenschaftler in der Sudetendeutschen Landsmannschaft regionalgeographische Forschung zu betreiben und dabei auf die unvereinbaren Positionen



Wilfried Heller mit Studentinnen und Gastgeberinnen in siebenbürgisch-sächsischer Tracht in Kleinschelken/Șeica Mică am 11. August 1974 während einer Exkursion des Geographischen Instituts der Georg-August-Universität Göttingen in Rumänien. Quelle: Wilfried Heller, Von „Horea“ zu „Hans“. Irrungen und Wirrungen der Securitate (Hermannstadt, Bonn 2014)

tik u. a. für das Lehramt aufnimmt, seine spätere Ehefrau Marie-Luise kennenlernt und 1969 im Hauptfach Geographie mit den Nebenfächern Alte Geschichte und Mittlere und Neuere Geschichte promoviert. Als frisch gebackener Lehrer nimmt er 1970 eine Stelle zunächst als wissenschaftlicher Mitarbeiter, dann als Assistent am

von wissenschaftlichem Erkenntnisgewinn und organisationstypischen Auseinandersetzungen um Statusränge zu stoßen.

Soweit die recht einfache Zusammenfassung eines Lebenslaufs, der zwar als solcher einzigartig, aber im Hinblick auf das Meistern zahlreicher Herausforderungen auch recht typisch für viele wissenschaftliche Karrieren ist. Das Besondere an Wilfried Hellers Biographie ist denn auch etwas anderes: nämlich die Art und Weise, wie er die persönlichen Erfahrungen in seine akademischen Aktivitäten integriert.

Dies äußerte sich für mich als Studenten zunächst auf den von Wilfried Heller durchgeführten Exkursionen und Geländepraktika, die vor allem Rumänien (insgesamt fünfmal), die Türkei (viermal), Albanien bzw. Ungarn (je einmal) und die DDR (dreimal) zum Ziel hatten. Diese Exkursionen waren überaus informativ und vermittelten zahlreiche Erkenntnisse über die jeweiligen Länder, im Nachhinein war aber etwas anderes wesentlich wichtiger: Sie zeigten uns Studierenden zum einen, dass das sich wie selbstverständlich einstellende Gefühl der unüberwindbaren Fremdheit eines merkwürdig sozialistischen Landes keineswegs eine einseitige Angelegenheit war, sondern sich für die dortige Bevölkerung in der Befremdlichkeit der westlichen Besuchergruppe spiegelte, und zum anderen, dass sich im direkten Zugehen auf andere das beidseitige Fremdheitserlebnis zumindest teilweise schnell überwinden lässt. Es war für uns Exkursionsteilnehmer immer ein faszinierendes Erlebnis, wenn der Herr Professor Heller sich den Stadtbilderklärern und LPG-Direktoren gegenüber genauso verhielt wie uns gegenüber – freundlich fördernd und fordernd, manchmal aber auch polternd, letzteres gerne unter Rückgriff auf das bayerische Idiom, bei dem für nicht damit vertraute Personen zumeist nicht einschätzbar ist, welchen kommunikativen Sinn eine bestimmte Vokabel hat, also den Angesprochenen im Unklaren über den Zweck der Äußerung lässt.



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wilfried Heller (m.) auf seiner 60. Geburtstagsfeier mit seinen langjährigen Kooperationspartnern aus Rumänien: Univ.-Doz. Dr. Rudolf Poledna (l., Fakultät für Soziologie der Babeş-Bolyai-Universität Klausenburg/Cluj-Napoca) und Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Ioan Ianoş (r., Fakultät für Geographie der Universität Bukarest) vor dem beleuchteten Neuen Palais in Potsdam 2002. Foto: UP

Aus dieser Perspektive kann es nicht verwundern, dass dem Vorbild bald Taten folgen, und zwar in zweifacher Hinsicht: Zum einen werden zahlreiche, von Wilfried



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wilfried Heller (m.) bei seiner Verabschiedung am 30. November 2007 im Audimax der Universität Potsdam mit Wolfgang Wüstrich (l.), ehemaliger Kollege am niedersächsischen Ministerium für Wissenschaft und Kunst sowie Dr. h.c. Hinrich Enderlein, Minister a. D. für Wissenschaft, Forschung und Kultur in Brandenburg. Foto: Alfred Schweißer

Heller angeregte und betreute Dissertationen zu Themen in Südosteuropa (und anderen Regionen der Welt) angefertigt; in den meisten Fällen geht es darum, welche Adaptationsleistungen die beobachteten Menschen erbracht haben, sei es als Angehörige ethnischer Minderheiten (in Rumänien, Ungarn u. a.), sei es als Binnenmigranten auf der Suche nach besseren Lebensverhältnissen (in Albanien, Rumänien, China u. a.). Zum anderen werden die Erfahrungen reflektiert, die Migranten aus den (ehemals) sozialistischen Ländern (ob als Saisonarbeiter oder als sog. Spätaussiedler) in der Bundesrepublik Deutschland machen; hier kehrt sich die Fremdheit des Forschers in die Fremdheit der „beforschten“ Zuwanderer in ihrer jeweiligen Umgebung um.

Es wäre selbstverständlich eine sträfliche Unterlassung, das Wirken von Wilfried Heller auf die unter seiner Leitung entstandenen Promotionen zu reduzieren. Ein Blick auf seine mehr als 200 Titel umfassende Literaturliste zeigt ein umfangreiches eigenes Befassen mit Themen der Migration, der grenzüberschreitenden Beziehungen und des Umgangs mit einschneidenden gesellschaftlichen Veränderungen, die aus der Warte eines geradezu penibel dokumentierenden Beobachters geschildert werden. Besonders markante Beispiele hierfür sind etwa „Innenansichten aus dem post-sozialistischen Rumänien. Sozioökonomische Transformation, Migration und Entwicklungsperspektiven im ländlichen Raum. Berlin 1999“, „Identities and conceptions of border area populations in East-Central and South-East Europe – thematic aspects and questions of an actual research field. In: Journal of Urban and Regional Analysis (University of Bucharest), Vol. 3, Number 1, 2011, S. 5–12“ oder „Klingenthal – quo vadis? Auswirkungen des gesellschaftlichen Umbruchs in einer Kleinstadt an der sächsisch-böhmischen Grenze. Chemnitz 1995“.

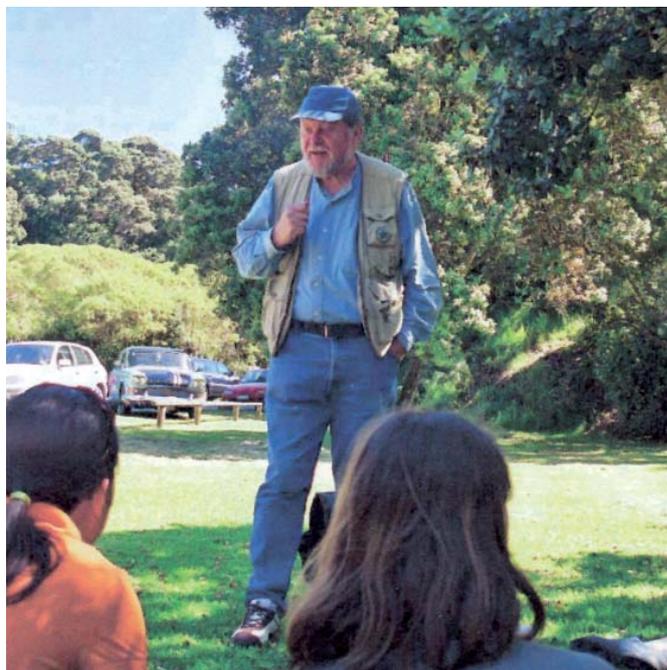
Über die eigenen und die durch Promotionen realisierten Untersuchungen in Südosteuropa hinaus hat Wilfried Heller auch dortige Wissenschaftler bei Forschungsaufenthalten in Deutschland unterstützt und so für einen regen wissenschaftlichen Austausch gesorgt. Diese enge Verbindung zwischen eigener Forschungstätigkeit und der Förderung ausländischer Kollegen hat sicherlich besonders dazu beigetragen, dass er 1999 eine Ehrenprofessur der Universität Bukarest und die Ehrendoktorwürde der Universitäten Bukarest und Klausenburg/Cluj-Napoca erhielt.

Die innige Verschränkung von wissenschaftlichen Untersuchungen mit deren politisch-gesellschaftlicher Einbettung und der eigenen Position darin wird von den meisten Wissenschaftlern kaum überdacht oder zumindest artikuliert. Anders bei Wilfried Heller, der in einer bemerkenswerten Monographie („Von ‚Horea‘ zu ‚Hans‘ – Irrungen und Wirrungen der Securitate Rumäniens im Spiegel zweier Akten.“ Hermannstadt, Bonn 2014) seine Forschungserfahrungen in den 1970er Jahren aufarbeitet und dabei in Beziehung zu den ihn betreffenden Aktivitäten des rumänischen Inlands- und deutschen Auslands-Geheimdiensts setzt. Gerade im Hinblick auf die IM-Tätigkeit von persönlich nahestehenden rumänischen Kollegen und die dadurch notwendig gewordene Relativierung der durchgeführten Untersuchungen zeigt sich hervorragend, wie sehr wissenschaftliche Ergebnisse auch nachträglich an Relevanz gewinnen können, wenn die Umstände ihrer Entstehung einer tiefgreifenden Reflexion zugeführt werden.

Abschließend soll noch kurz auf ein zusätzliches Interessengebiet von Wilfried Heller eingegangen werden, das seine Geburtsregion und seine regionalkundlichen



Marie-Luise und Wilfried Heller auf seiner Geburtstagsfeier 2012.
Foto: Sabine Pitzel



Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wilfried Heller auf einer Exkursion mit Studierenden des Instituts für Geographie der Universität Potsdam 2007 in Neuseeland.
Foto: UP

Forschungen im Umfeld der Sudetendeutschen Landsmannschaft auf einem ganz anderen Kontinent, genauer: in Neuseeland, zusammenführt. Seine dortigen Untersuchungen behandeln ein bisher kaum beachtetes Thema, nämlich die Ansiedlungsgeschichte böhmischer Auswanderer – oder wie es heute lauten würde: von Wirtschaftsflüchtlingen, die in die Fremde gehen, sich diese anverwandeln und zum Aufbau des Landes beitragen. Die Beschäftigung mit diesem Thema führt – wie bei der Beschäftigung mit Südosteuropa und insbesondere Rumänien – zu Exkursionen, Publikationen (in Form der Monographie „The ‚Bohemians‘ of New Zealand – an ethnic group? Auckland 2005“ und mehrerer Aufsätze) sowie intensiven Kooperationsbeziehungen mit neuseeländischen Partnern.

Was wäre noch zu erwähnen? Jemandem, der mit dem Œuvre oder der Person des Jubilars vertraut ist, fallen sicherlich noch zahlreiche Aspekte ein, die der Autor dieser Zeilen nicht oder nicht vollständig berücksichtigt hat. Dies ist unvermeidlich. Aber gibt es auch etwas, was wir von Wilfried Heller noch erwarten? Vielleicht nur eines: dass er uns weiterhin mit interessanten Beiträgen und neuen Betätigungsfeldern überraschen möge. Dazu hat er ja noch genug Zeit. In diesem Sinne: Alles Gute zum Geburtstag!

Prof. Dr. Wolfgang Aschauer hat bei Prof. Dr. Dr. h.c. mult. Wilfried Heller in Göttingen studiert und promoviert. Er hat in Potsdam und Chemnitz gelehrt, seine Forschungsschwerpunkte sind Minderheiten- und Migrationsthemen insbesondere in den Ländern Ostmitteleuropas.

Die Sprache der Eulen

VON VALERIU P. STANCU

Das Buch „Alle Eulen“ von Filip Florian ist der zweite Roman des Autors, der in die deutsche Sprache übersetzt wurde. Er handelt von der Freundschaft und den Erinnerungen des alten Mannes Emil und des Kindes Luci, die sich durch einen Zwischenfall kennenlernen, um danach beim Wandern und beim Erzählen die Phantasie und die Geheimnisse der Natur zu teilen. Was den Mann und das Kind verbindet, sind nicht nur der naive Blick auf die Welt und ihre Ähnlichkeit im kindlichen Alter, sondern auch ihre große Liebe zur Freiheit sowie ihr Wissen über die Eulen, deren weise „Sprache“ beide gelernt haben. Ihre Geschichte wird in zwei miteinander verwobenen Strängen erzählt, die größtenteils von Emils Leben berichten.

An mehreren Stellen des Romans wird ein geschickt eingerücktes Gedächtnismodell aufgebaut, das die Gräueltaten, mit denen sich Emils Familie zu Beginn des rumänischen Kommunismus konfrontiert sieht, durch den unschuldigen und gutmütigen Blick des Kindes filtert und sie damit gründlich entlarvt. Ohne die (anstimmende) Ironie, die auf dem Gegensatz zwischen den erzählten Untaten und der Bonhomie der erzählenden Stimme beruht, wäre dieser Versuch der Harmonisierung und des Vergebens nicht gelungen und der Erzählung hätte ein wesentlicher Ausdruck gefehlt.

Das Imaginäre und teilweise auch die Narration werden hier spielerisch und an manchen Stellen nach dem „aviaren“ Prinzip angeordnet. Der Autor scheint suggerieren zu wollen, dass die Vogelperspektive und die Weisheit der langlebigen Eulen nötig sind, um die Linien der narrativen Ereignisse und Erlebnisse in einem Bild zusammenzubringen. So sieht Emil als Kind voller Bewunderung, wie seinem Großvater Flügel wachsen, wenn er humanitäre, großzügige Ziele erreicht. Überdies wird mit viel Humor erzählt, wie Luci den Champagnerflaschen das Fliegen beibringt und dabei unbewusst seine Mutter für die Ungerechtigkeit ihres Direktors rächt.

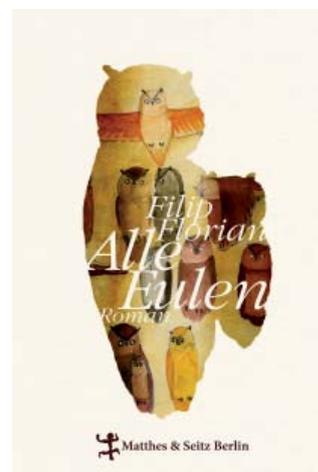
Die Sprache der Eulen ist im Roman von Filip Florian die Sprache der Innerlichkeit und gleichzeitig die des Todes. Die Geschichte umfasst Erfahrungen und Emotionen aller Art, die nur anscheinend fragmentiert sind, jedoch einheitlich wirken, wie der Schrei der Eule, in dem „Einsamkeit und Freude, Reste von Zerrissenheit und Brocken von Wehmut“ (S. 143) zu erkennen sind.

Eigentlich haben Emil und Luci von den Eulen nicht vornehmlich die Sprache gelernt: Sie besitzen ihre Weisheit, von der sie nur selektiv etwas weitergeben. Im leeren

Heft, das der am Ende des Romans bereits erwachsene Luci von Emil geschenkt bekommt, soll er seine eigenen Worte mit Teilen des Schreibens von seinem Freund vermengt haben: „Es ist dieses Heft hier, in dem ich seit mehr als einem Jahr Worte und wieder Worte aneinandergereiht und Geschichten vermischt habe, in dem ich nur aufgeschrieben habe, was mir durch den Kopf ging, und in das ich aus dem anderen Heft nur übertragen habe, was ich übertragen wollte“ (S. 213).

Das Buch von Filip Florian definiert sich selbstironisch als Sammlung von „Merkwürdigkeiten“ und „Wundern“. Dies sollte den Leser jedoch keineswegs irreführen, denn der rumänische Autor zeigt mit diesem Roman erneut seine Virtuosität beim unauffälligen Zusammentragen der erzählerischen Ströme bis zur letzten Seite und beim Gestalten fesselnder Geschichten. Die Erzählung ermöglicht dem Rezipienten eine einzigartige Erfahrung des Eintauchens in die Welt der unbegrenzten Phantasie, die von der kindlichen Sicht motiviert wird, und zugleich in die Tiefe der traumatischen Erinnerungen an Zeiten des Totalitarismus, die von dem Kind überhaupt nicht als solche wahrgenommen werden.

In der eleganten und von Sprachfeinheiten sehr bewussten Übersetzung von Georg Aesch, der schon 2008 Filip Florians Roman „Kleine Finger“ ins Deutsche übersetzt hatte, wirkt die Geschichte genauso fließend und anziehend wie in der Originalsprache. Das Buch schließt in sich eine heitere Mischung zwischen dem Erzählen aus der Perspektive des Kindes und der ernsthaften Darstellung von Ereignissen ein, die in einer tragischen Art und Weise ins Reale ausbrechen.



Filip Florian

Alle Eulen. Roman. Aus dem Rumänischen von Georg Aesch. Matthes & Seitz Verlag, Berlin 2016, 213 Seiten, 19,90 Euro.

Zwiespältige Erinnerung an die Jugend

VON ANKE PFEIFER

Es waren einmal vier Jungen, die regelmäßig im Herbst einem Hüpfspiel frönten: Jeder von ihnen hatte hundert Kastanienblätter gesammelt und durfte vorwärts laufend nur auf diese Blätter treten. Wer am weitesten kam, hatte gewonnen. Nun, im gesetzten Alter, spielen sie es erneut, doch ohne die früher empfundene Freude. Das liegt an der verloren gegangenen Beweglichkeit, aber vor allem daran, dass sie jetzt nur noch zu dritt sind. Luca, um in die Freiheit zu gelangen, sprang eines Tages auf den Zug auf, der stets ohne Halt an dem rumänischen Städtchen vorbeifuhr. Erst jetzt, nachdem die Securitate-Akten einsehbar sind, erfahren die Freunde, dass er seinerzeit bloß bis zum Donauufer kam.

Maca, Tili und Jenică versuchen, den Hergang des damaligen Geschehens zu rekonstruieren und suchen denjenigen auf, der einst Luca verraten hatte. Der plötzliche Tod dieses Revierpolizisten ruft den Staatsanwalt auf den Plan, der erneut erscheint, als der erste der drei Freunde Selbstmord begeht. Die Freunde sind Ingenieure, die nach 1990 nicht mehr gebraucht werden. Die frühere Arbeitsstätte, eine Maschinenfabrik, ist stillgelegt, man schlägt sich mehr schlecht als recht durchs Leben, dem Orientierung und Perspektive fehlen.

Das Muttersöhnchen Jenică hätte gern Haus, Auto und Frau: Als Lotterieverkäufer versucht er aus tiefster Überzeugung heraus, die Kunden vom Glücksspiel abzuhalten. Doch schließlich kommt ein Fremder in den Laden, der anders ist als die üblichen Kunden. Er, der eine heitere und eine gedankenschwere Gesichtshälfte hat, lässt sich nicht am Los ziehen hindern, verwickelt Jenică in eine Diskussion über Glück und Freiheit und provoziert ihn, ein Verbot zu übertreten. Als der Fremde einen großen Gewinn zieht, ist es um Jenică geschehen und die Lose werden zu Blättern, denen aber zunächst noch der herbstlich-rote Rand fehlt. Leidenschaftlich braust Maca auf seinem Motorrad durch die Stadt und verärgert so die Leute, die ihm als Reaktion darauf neue Flüche für seine Sammlung zutragen, für ihn eine Möglichkeit, die Welt neu zu erschaffen. Früher träumte auch er von der Freiheit, die er zwar heute habe, aber dafür fehlten die Träume. Schließlich wird Maca um den Preis des eigenen Untergangs zum Brandstifter.

Tili ist bei einem Puppenmeister tätig und gibt den Puppen nach genauer Begutachtung die jeweils passenden Namen. Er bleibt allein zurück, während die Freunde, unvorbereitet wie ihre ganze Generation angesichts dieser Jahrhundertgelegenheit, an der Differenz zweier Lebensweisen zerbrechen – so der alte Coropciuc. In dessen Kneipe trägt ein kleines Mädchen eine Schauer-geschichte von einem Maler vor, der seine Modelle im Alter ihres Todes porträtierte, bis er sich eines Tages

selbst in seiner Todesstunde malte. Letztlich muss auch Tili erfahren, dass Namen nicht alles sind und die Welt sich „auch unbenannt“ weiterdreht.

Es ist ein durchaus spannender, dabei facettenreicher Roman, der vieles, vielleicht zu vieles, ansprechen will. Vosgianian bedient sich sehr verschiedener Mittel, sodass letztlich der Zusammenhang verloren geht und man als Leser manchmal überfordert ist. Neben poetischen Passagen, wenn der Magier der Blätter spielerisch sein Unwesen treibt, stehen skurrile Episoden: Jedes Mal bei der Durchfahrt des 8-Uhr-Zuges am Bahnhof spielt die Musikkapelle auf dem Bahnsteig ihr Begrüßungsständchen in der Hoffnung, dass der Zug doch einmal anhalten möge. Phantastisch wird es in Jenică's trostlosem Lotteriegeschäft, als in Gegenwart des unheimlichen Fremden plötzlich der vertrocknete Pflanzenrest zu einer beängstigend wuchernden prächtigen Wüstenblume heranwächst. Philosophischen Charakter haben eingeschobene Geschichten sowie die Diskussionen der Freunde, und schließlich gibt es gleichnishafte Anspielungen religiöser Art.

Vor allem aber ist es ein sehr trister Roman über den Niedergang einer Stadt mit stillgelegten Fabriken, heruntergekommenen Häusern und armen Bewohnern. Die Alten bleiben in Elend und Krankheit allein zurück, während viele Menschen weggehen auf der Suche nach Arbeit und einem besseren Leben. Die handelnden Figuren sind von Ängsten geplagt, von Erinnerungen vereinnahmt, an das frühere Leben gekettet, in Abhängigkeiten gefangen und scheitern erbärmlich. Das Leben ist kein Spiel und es fehlt schließlich an Blättern für ein erfolgreiches Ende. An das „Jahrhundertbuch“, wie Vosgianians „Buch des Flüsterns“ über die Geschichte der Armenier, deren Genozid und Exil, genannt wurde, reicht dieses nicht heran.



Varujan Vosgianian
Das Spiel der hundert Blätter.
Roman. Aus dem Rumänischen
von Ernest Wichner. Paul Zsolnay
Verlag, Wien 2016,
223 Seiten, 20,00 Euro.

Die Welt als eine gigantische Glosse bei Edith Ottshofski

„Toate Wege passent through Rodogomorrha.“

VON COSMIN DRAGOSTE

„Ich bin klein. Mein Herz ist unrein.“ So beginnt „Luftwurzeln“, der Debütroman von Edith Ottshofski. Das Buch der in Temeswar/Timișoara geborenen Autorin lässt sich nicht leicht lesen, aber die Geduld der Leser wird reichlich belohnt. Edith Ottshofski wuchs in einer multikulturellen Umgebung auf und lebt ebenfalls in einer globalisierten Metropole. Die als Übersetzerin und Journalistin tätige Autorin veröffentlichte hauptsächlich Gedichte, die Zeugen einer höchst interessanten Schriftstellerin sind. Aber ein fast 300 Seiten langer Roman ist ein sehr kühnes Unterfangen, das Ottshofski wunderbar gelingt.

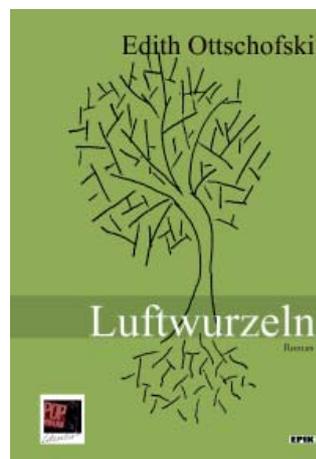
Die Handlung des Romans lässt sich sehr einfach wiedergeben, da sie nicht so wichtig ist. Die Autorin schafft einen minimalen Erzählrahmen, der als Gerüst für eine unglaubliche sprachliche Demonstration verwendet wird. Die Hauptgestalt des Buchs, Noe-Mi reist nach Rom, wo sie eine andere „Reise“ unternimmt: bis tief in die Grundstrukturen ihrer Psyche, die gewaltige Veränderungen erlebt. Die von der erzählerischen Instanz geschilderten Geschichten benutzen eine einzigartige Sprache, die sich oft an der Grenze des Surrealen befindet. „Luftwurzeln“ ist vielleicht der Roman, der die Intertextualität am meisten benutzt; das Buch kann sehr viele Lektüreschlüssel haben und erweckt mehrmals den Eindruck eines Metatextes über die Inter- und Transkulturalität, eine sehr geschickte Demonstration in diesem Sinne. Die Autorin schlägt verschiedene Arten des Spiels mit dem Text vor, der Intertext wird auseinandergenommen und dann auf verschiedenen Ebenen wiederhergestellt. Die neuen entstandenen Kontexte sind überraschend, beeindrucken immer.

Auffallend ist auch die von Edith Ottshofski verwendete Sprache, die eine Mischung von deutschen, rumänischen, französischen, italienischen, ungarischen, englischen Wörtern ist, von selbst bearbeiteten Reimen aus Liedern, Gedichten, Theaterstücken oder Prosatexten. Auf den Spuren von Oskar Pastior, aber auch der konkreten Poesie oder der Wiener Gruppe wird die alltägliche Sprache zerstört und in neuen Kontexten „wiedergeboren“. Edith Ottshofski schafft in diesem Roman ihre eigene Sprache, die nichts Epigonales in sich hat, obwohl sie sich bewusst auf die Experimente von Pastior bezieht. Eine globale Sprache entsteht, eine Sprache, die für jeden Leser neue Formen hat. Es gelingt der Autorin, eine

Sprache zu schaffen, die in jedem Leser interaktiv wirkt und verschiedene Gestalten annimmt.

Mit ihrer außergewöhnlichen Sprache gelingt es der Autorin, dem Wahn der geschilderten Person, den geradezu wuchernd anmutenden Geschichten eine Gestalt zu geben und den geschilderten psychischen Prozessen – für den Leser – sehr nahe zu sein. Die Geschichten des Romans gewinnen an Authentizität, der Leser gewinnt unmittelbar Einblick in eine merkwürdige psychische Welt. Das Buch erweckt manchmal den Eindruck einer außergewöhnlichen, mit viel Erfahrung gehandhabten Glosse. Am Ende des Romans werden über 3 Seiten von Textnachweisen mit den verschiedenen Autorennamen, die in ihrem Buch verwendet wurden, aufgeführt. Diese umfangreiche Liste umfasst Namen von Künstlern aus allen Epochen, die allerlei Kunstrichtungen angehören. Ein Dialog der Kulturen entsteht, die einzige Konstante in der Weltgeschichte ist das Kulturerbe, das immer neue Formen und Gestalten gewinnt.

„Luftwurzeln“ ist ein Buch, das der Post-Postmoderne gehört und die inneren Abenteuer eines verwundbaren Menschen darstellt. Dank einer kraftvollen und überraschenden Sprache gelingt es der Hauptfigur, einen kathartischen Prozess zu durchlaufen. Am Ende des Romans wird die ursprüngliche Aussage verändert: „Dan und ich, wir sind klein, unsere Herzen rein.“ Der Debütprosaband von Edith Ottshofski ist wahrscheinlich der kühnste und erstaunlichste Ausdruck einer literarischen ergreifenden Sprache, die die Aspekte des in einer globalen Welt lebenden Menschen sehr gut schildert.



Edith Ottshofski

Luftwurzeln. Roman.

Pop Verlag, Ludwigsburg 2016,

275 Seiten, 16,90 Euro.

Lyrik und politisches Engagement

VON MARIA IROD

Dem rumänisch- sowie dem deutschsprachigen Lesepublikum ist William Totok vorwiegend als engagierter Journalist und Zeithistoriker bekannt. Nach 1989 hat sich das ehemalige Mitglied der Aktionsgruppe Banat durch konsequente und akribische Arbeit in den Archiven um die Aufarbeitung der totalitären Vergangenheit Rumäniens verdient gemacht. Zudem ist Totok ein scharfer und kompetenter Beobachter der rumänischen zeitgeschichtlichen Entwicklungen, was sich in seinen zahlreichen Berichten und Kommentaren zu tagespolitischen Themen niederschlägt.

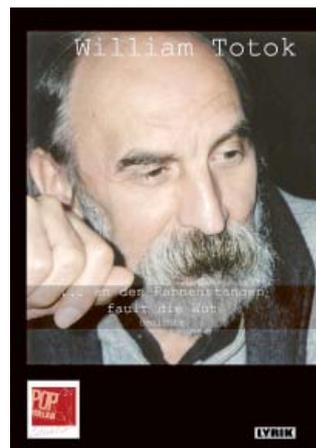
Dass Totok aber auch ein begabter Dichter ist, scheint den Lesern weniger bewusst zu sein, zumal seine lyrische Stimme in den letzten dreißig Jahren verstummt ist. Wie der editorischen Notiz zu entnehmen ist, bietet der vorliegende Band einen „Querschnitt seines lyrischen Schaffens“. Der zweite Teil – fast die Hälfte des Buches – besteht aus einer Reihe von Dokumenten aus Totoks Securitate-Akte, die durch kurze erzählende Passagen miteinander verknüpft werden und die gegen den Autor eingeleiteten Aktionen dokumentieren.

Wie auch in seinen anderen Schreibprojekten kommt es Totok in diesem Nachwort darauf an, die Wahrheit des Vergangenen zu ergründen und soweit wie möglich Zugang zum Verstehen des für immer unzugänglich Gewordenen zu bieten. Berichte verschiedener inoffizieller Mitarbeiter, die von Totok bereits übersetzt und in der Halbjahresschrift für südosteuropäische Geschichte, Literatur und Politik (2009/2010) veröffentlicht worden sind, werden hier gekürzt, überarbeitet, mit zusätzlichen Erklärungen versehen und so orchestriert, dass sie die Geschichte seiner Verfolgung und zum Teil auch die der Zerschlagung der Aktionsgruppe Banat durch die Securitate erzählen. Den Auslöser der ganzen Verfolgungswelle bezieht der Autor auf „das Erscheinen der Textaufstellung „wäre wegbereiter“ in Heft 4 der Neuen Literatur“. Als Reaktion darauf bestellten die Securitate-Offiziere bei „Experten“ eine Reihe von „Analysen“, die den Texten der jungen banatschwäbischen Autoren eine feindselige Einstellung zum kommunistischen Regime nachweisen sollten. William Totok war schon als Gymnasiast durch einen Brief an den Radiosender Freies Europa ins Visier der Securitate geraten. Nach seiner Entlassung aus einer achtmonatigen Haft entstand zwischen 1976 und 1977 der Entwurf einer Schrift mit dem Titel „Projekt für eine intellektuelle Extermination. Dokumente der Strafsache 321/B/1975“. Im vorliegenden Buch wird der sogenannte „operative Vorgang“ nachgezeichnet, der zur Beschlagnahme des Manuskripts führte und an dem auch inoffizielle Mitarbeiter aus rumäniendeutschen Literatenkreisen maßgeblich beteiligt waren. Ein zweiter Teil des dokumentarischen Anhangs rekonstruiert die

repressiven Maßnahmen der Securitate gegen Totoks jüngeren Bruder. In knapp und nüchtern formulierten Sätzen rückt der Autor die nackten Fakten in den Vordergrund. Bewertend wird der Text erst wenn es um die Verlogenheit eines in der Bundesrepublik lebenden Schriftstellerkollegen geht, der seine langjährige unter dem Decknamen „Gruia“ geführte Mitarbeit mit der Securitate heute noch zu verharmlosen versucht.

Unter den Gedichten, die in den Band aufgenommen wurden, finden sich auch Texte, die dem Autor erhebliche Probleme mit der Zensur und der Securitate einbrachten, etwa die „Brecht-Paraphrase“ aus dem Jahre 1977 – „wenn ihr gefragt werdet ob ihr kommunisten seid / so ist es besser / wenn ihr zum beweis eure texte / als eure parteibücher vorzeigen könnt.“ – oder die „k und k epochenbilder“, ein „staatsgedicht nach adam müller-guttenbrunn“, das von einem inoffiziellen Mitarbeiter der Securitate als „irredentistisch“ bezeichnet wurde. Totoks Image als engagierter Lyriker wird in knappen Zeilen festgehalten: „man hält mich an pragmatisch zu sein / ich habe bisher literatur / nur als aktion verstanden.“ Will man Totoks Gedichte einordnen, so kommt man vielleicht auf den Begriff Alltagslyrik. In vielen Gedichten lässt sich eine Mischung von Melancholie und lockerer Gelassenheit vernehmen. Aber untrennbar mit Totoks Lyrik verbunden ist das politische Bewusstsein. Viele Gemütszustände und Momentaufnahmen der Natur, die in diesen Gedichten eingefangen werden, stehen in einem zeitgeschichtlichen Zusammenhang, wie etwa im folgenden Vierzeiler: „Die Dörfer heißen nun anders, / auf den Äckern floriert die Einheitskultur, / der Schnee fällt dreckig herunter, / im Kirchturm rostet die Uhr.“

Auch wenn dieses Buch kaum neue Texte enthält, liegt die Qualität des Bandes jedoch darin, dass man den Lyriker William Totok wieder ins Bewusstsein der Leserschaft rückt, und zwar vor dem Hintergrund seiner politischen Verfolgung.



William Totok
... an den Fahnenstangen fault die Wut. Gedichte. Pop Verlag, Ludwigsburg 2016, 222 Seiten, 18,20 Euro.

„Und ich jag voller Wut / den Krempel durch die Luft“

VON CHRISTINA ROSSI

Ilse Hehn hat 2017 mit einem hochwertig gestalteten Gedichtband ihren Wechsel zu dem jungen, in Ulm ansässigen danube books Verlag vollzogen: „Sandhimmel“ heißt das dort veröffentlichte Werk. Es vereint das Genre der Lyrik und das der bildenden Kunst auf eine selbst für Hehn – deren künstlerische Doppelprofession bereits in früheren Bänden zur Geltung kam – neuartige Weise. Mehr oder weniger bekannten Werken der Kunstgeschichte stellt die Dichterin eigene, alte wie neue Gedichte zur Seite – in der Intention, nicht über die Bilder, sondern gleichsam aus den Bildern heraus zu sprechen. „In den meisten Texten ist es die Person im Bild selbst“, so Hehn, „die über ihre Befindlichkeit oder eine Facette der Liebe reflektiert“. Überdies hat die studierte Kunstwissenschaftlerin Hehn die herangezogenen Kunstwerke selbst malerisch verfremdet. Dieser couragierte Zugang fügt den Werken neue Deutungsmuster hinzu und verstärkt nicht nur bereits vorhandene. Und es sind es vor allem die frühen Gedichte aus ihrem Œuvre, die in diesem unerwarteten Wechselspiel mit den Bildern einen ungeahnten, neuen Resonanzraum erfahren.

„Die Liebe ist eine Portion Sand / ein Sandhimmel / aus Himmel gemacht / du kannst mich reinlegen“ heißt es im ersten, titelgebenden Gedicht. Die Liebe erscheint als Schlüsselmotiv des Bandes, wird jedoch nicht als gefühlsseliges Bild romantischer Beschwörung eingesetzt. Indem sie jenseits ihrer verlockenden Reize („süß und fruchtig / ihren Rost gefühlt in / meinem Hals und / zwischen den Schenkeln ihr / Pochen“) ebenso sehr auch als Bedrohung der eigenen Existenz begriffen wird („Dir / bleibt mein Körper meine Nacht / du wirst mir einen Strick draus drehen“), offenbart Hehn einen unbestechlichen Realismus, der immer die Distanz der Liebenden wahrt und einfordert und dies textuell auch in Form unharmonischer Gefüge spiegelt. Andere Gedichte setzen das Begehren als weitere Facette der Liebe und überzeugen mit ihrer sublimen, trockenen Erotik („Ich möchte dich lieben bei / offener Tür / und so, dass draußen die Regenschirme / rot werden vor Scham“).

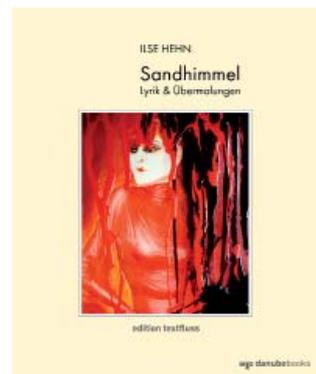
Sequenzen wie diese werden von leichtfüßig abgründigen Aphorismen abgelöst, die in zahlreichen weiteren Gedichten des Bandes in wohltuend unpräziser Weise existenzielle Augenblicke einfangen („Manchmal sterben wir eine Minute lang / in der Straßenbahn“). Es sind häufig Momente erfahrungsgesättigter Einsicht („Tja so ist das Leben / wir haben Gründe genug / baden zu gehen an unserem Laufsteg / an dieser verdammten Echoböschung“), die in poetische Formeln gegossen punktgenau treffen, ohne dabei pathetisch überhöht zu werden. Und

nicht selten hat man beim Lesen das Gefühl: In diesen Texten ist kein Wort zu viel.

Die klar gesetzte Sprachführung, die poetische Potenziale zwischen den Zeilen und über die Zeilenränder hinaus immer wieder – aber nicht um jeden Preis – entdeckt und ausschöpft, verhilft dem Band mit einer ganzen Reihe von Gedichten zu beachtlichem Gewicht. Andere Texte, die wie leichtthin assoziierte Wortspielereien ohne Satzstrukturen wirken („Hinterhalt das Grau / die Mauer / Marktgeld / Tretmühle“), verhalten hingegen schneller. Allen Gedichten dieses Bandes merkt man jedoch an, dass sie nicht aus dem luftleeren Raum heraus geschaffen sind. Sie entstammen erkennbar der Feder einer erfahrenen Dichterin und zeugen von deren Hingabe einem ganzen Leben gegenüber – in all seinen Dimensionen.

Am Motiv des Märchens, mit dem Hehn als junge Lyrikerin häufig anspielungsreich operierte, hat sie zu einem Esther-Portrait Lucian Freuds einen der stärksten Texte des Bandes geschaffen: „Springen wir durchs nächtliche Feuer / kerb ich kaum Narben dir ein / mein Haar mein Prinz ist kein Goldsee / mein Haar ist Falle kein Reim / hüllt morgens dich ein erwach ich / neben dir / denn dir gehört etwas mir alles / vor allem der Weg zu mir“. Das Gedicht zelebriert das Subjekt als ein zwingend in sich isoliertes – und bricht die Illusion eines jeden (hier auch des Märchenprinzen-)Klischees. Folgerichtig gerät der Rhythmus des Textes aus den Fugen, sobald der Reim sich selbst benennt. So mag es auch für die Liebe gelten.

Dieser zwölfte Gedichtband unter den bislang neunzehn Buchpublikationen der Künstlerin bietet mit seinen etwa fünfzig Gedichten einen großen Raum, in bisweilen nur wenigen Zeilen zahlreiche komplexe Gewebe und Geschichten auszuloten und sich in ihnen und dem Wechselspiel mit der Kunst zu verlieren. Denn in Ilse Hehns Gedichten realisiert sich im besten Sinne die Rolle der Dichtung nach Cocteau: „Sie nimmt den Schleier fort“.



Ilse Hehn
Sandhimmel. Lyrik & Übermalungen. danube books, Ulm
2017, 108 Seiten, 18,00 Euro.

Die Verwaltung der Erinnerung

VON HALRUN REINHOLZ

„Mein Gedächtnis ist seltsam, manches ist weg, manches gestochen scharf wie feine Zähne beim Kamm“. Dieses Zitat von Herta Müller setzt Kathrin Schödel ihrem Tagungsbeitrag voran, in dem sie einen Abriss kulturwissenschaftlicher Gedächtnistheorien präsentiert. Die Tagung, die im Juni 2013 am Münchner Institut für Kultur und Geschichte Südosteuropas stattgefunden hatte, war dem scheidenden Direktor des Instituts Stefan Sienerth gewidmet und hatte die „Rumäniendeutschen Erinnerungskulturen“ zum Thema. Ein Forschungsbereich, dem sich das Institut und auch dessen Direktor selbst seit Jahren verschrieben hatten.

Die Betrachtung der jüngeren Geschichte ist immer auch mit dem verbunden, was Zeitzeugen darüber aussagen. Die Aussagen stimmen, siehe Herta Müller, nicht immer überein, da Gedächtnis und vor allem die Wertung des Erlebten vielen subjektiven Einflüssen unterworfen sind. Für die Geschichtsschreibung muss daher eine Schnittmenge an Erinnerungen erstellt werden, die als „kollektives Gedächtnis“ Geltung haben und mit den objektiven historischen Daten in Korrelation gesetzt werden kann. Gleichzeitig hat Erinnerungskultur auch ein demonstratives Moment – eine Gruppe ist daran interessiert, die eigene kollektive Vergangenheit in einem bestimmten Licht zu zeigen und davon abweichende Aspekte zu unterdrücken.

Die Rumäniendeutschen sind erst seit 1918 eine „Gruppe“ – und auch das ist nur ein historisch-geografisches Konstrukt. Mehrere Gruppen – Banater Schwaben, Siebenbürger Sachsen, Sathmarschwaben, Buchenländer – die davor nur lose miteinander Kontakt hatten, kamen zu diesem Zeitpunkt nach dem Zerfall der Donaumonarchie an den neuen Staat Rumänien. Heute sind aus dieser Gruppe vor allem Aussiedler aus Rumänien in Deutschland geworden, die ihre Gruppengeschichte – die jeweils eigene sowie die gemeinsame „rumäniendeutsche“ – rückblickend verwalten, zumal die Gruppen im Herkunftsgebiet physisch praktisch nicht mehr existieren. Das Münchner IKGS ist eine der Institutionen in der Bundesrepublik, die sich damit befasst, und die in dem Band vorliegenden Beiträge behandeln jeweils Aspekte dieser Erinnerungskultur, die auf dem kollektiven Gedächtnis der Gruppen aufgebaut sind. Ein wesentlicher Teil des kollektiven Gedächtnisses wird über Literatur vermittelt, nicht nur die Banater Nobelpreisträgerin Herta Müller ist ein lebendiges Beispiel dafür. Der „Inszenierung von Erinnerung“ in ihrem Roman „Atemschaukel“ widmet sich der Beitrag der Temeswarer Germanistin Graziella Predoiu. Über die poetische

Identitätskonstruktion bei dem siebenbürgischen Dichter Franz Hodjak schreibt Réka Sánta-Jakabházi. Jürgen Lehmann hat die rumäniendeutsche Lyrik des späten 20. Jahrhunderts im Visier seiner Forschungen. Dieter Schlesiaks Roman über Vlad Dracula (Die Dracula-Korrektur) steht im Fokus des Münchner Literaturwissenschaftlers Markus May, während sich Waldemar Fromm das Non plus Ultra des kulturellen Selbstverständnisses der Siebenbürger Sachsen zum Forschungsgegenstand erkoren hat, Adolf Meschendörfers „Siebenbürgische Elegie“ von 1927, die, damals schon als vorausschauend interpretiert („zögernd bröckelt der Stein“), durch den Exodus der Sachsen aus Siebenbürgen nach 1945 eine besondere Rezeptionsgeschichte erfuhr.

Aus historiografischer Sicht befasste sich der Grazer Harald Heppner mit der ruralen Erinnerungskultur der Banater Schwaben um die Jahrhundertwende. Über die Kriegerdenkmäler als Zeichen der Erinnerungskultur im Banat und in Siebenbürgen forschte der Historiker Bernhard Böttcher. Die Deportation der Rumäniendeutschen in die Sowjetunion gilt als eine der wichtigsten kollektiven Erlebnisse des 20. Jahrhunderts, sie ist Gegenstand des Beitrags des jungen rumänischen Forschers Cristian Cercel. Florian Kühner-Wielach befasst sich dagegen mit der Nachkriegsgeschichte der Rumäniendeutschen im Zeichen der kommunistischen Indoktrination im „gemeinsamen Kampf gegen den Faschismus“ – ein Thema, das zunehmend auch Forschungsgegenstand der Erinnerungsverwaltung werden sollte.

Die Beiträge sind in den Veröffentlichungen des Instituts für deutsche Kultur und Geschichte Südosteuropas an der LMU München als ein weiteres Puzzleteilchen aus dem Gesamtbild der Geschichte und Identität der Rumäniendeutschen erschienen.



Jürgen Lehmann, Gerald Volkmer (Hg.)
Rumäniendeutsche Erinnerungskulturen. Formen und Funktionen des Vergangenheitsbezuges in der rumäniendeutschen Historiografie und Literatur. Pustet Verlag, Regensburg 2016 (Veröffentlichungen des IKGS an der LMU München 133), 184 Seiten.

Siebenbürgische Berglandschaft

VON INGBORG SZÖLLÖSI

Vier angedeutete Handlungen, die Konsequenzen haben. Hätten sie keine, gäbe es keine vier Geschichten. „Angedeutet“ wirken sie, weil sie lyrisch-leicht daherkommen. Eine Nacht auf einem Bauernhof in einem Dorf am Fuße der Südkarpaten, warm, lautlos und feucht, verbindet die erste Geschichte mit der folgenden. Alma, die Bäuerin, die einen jungen österreichischen Soldaten im Herbst 1916 beherbergt hatte, und ihre jüngste Tochter, Henriette, wandeln in der zweiten Geschichte weiter und übergeben die Stafette an Henriettes Sohn Ricco, der im Mittelpunkt der dritten Geschichte steht. Er wird in der vierten Geschichte von seiner Tochter Hedda abgelöst. Mit Hedda scheint der vierte Sprung in eine fünfte Geschichte unmöglich geworden zu sein – sie steht an der Schwelle, an der die Familiengeschichte zu Ende geht: „Hedda war über vierzig und die Zeit für Kinder vorbei.“ Sie lässt sich vom „Kummer“ überwältigen und zieht sich auf die spanische Insel La Gomera zurück. Aus der Ferne hält sie die Fäden einer in einem siebenbürgischen Dorf anhebenden Geschichte in der Hand. Und sie trägt einen Ring, nicht kostbar, aber bedeutsam: Er verbindet sie mit einer Vergangenheit, die sie umrankt, von der sie nicht loskommt – von der sie vielleicht auch nicht lassen will.

Den Ring hat sie von ihrer Großmutter geerbt – von Henriette, deren Angewohnheit, „sich aus dem Augenblick zu stehlen“, Alma mit der rumänischen Redewendung „se face că plouă“ (wortwörtlich: Sie tut, als ob es regnen würde) umschrieb. Für diese Haltung, körperlich zwar präsent, aber geistig abwesend zu sein, ließ sich wohl kein treffender deutscher oder sächsischer Ausdruck finden. Aus dem Mädchen, das immer wieder aus dem Rahmen von Zeit und Raum fiel, wurde eine Geschichtenerzählerin.

Um im Januar 1945 der Deportation in die Sowjetunion zu entgehen, hatte sich Henriette in den Bergen versteckt. Dorthin brachte sie, die eines Tages nach Deutschland ausgewandert war, ihre Enkelin Hedda, die sofort spürte, wie sehr dieser Ort ihr Großmutter geprägt hat. „Dass sie immer dieser Ort war ...“ Lautlos begleitete sie ihre Großmutter. Heute versteht sie, warum diese nie geheiratet und ein schillerndes, unruhiges Leben zunächst in Rumänien, dann in Deutschland geführt hatte. Auch dass ihre Beziehung zu ihrem Sohn Ricco, Heddas

Vater, nicht gelingen wollte, wird nachvollziehbar. Ricco – ein ungewolltes Kind an einem fernab gelegenen Ort ohne jede Teilnahme empfangen und von einem Unbekannten gezeugt. Er wuchs bei seiner Tante, Henriettes ältester Schwester Luise, auf, die sich immer schon ein Kind gewünscht, doch nie eines bekommen hatte. Luise hatte ihren Neffen mit Ischler und Zitronenschnitten verwöhnt. Als Jugendlicher war er stets mit dem Motorrad durch die Gegend gebrast – mal allein, mal mit seiner künftigen Frau Liane.

„Es war einmal und ist doch nie geschehen“, so fingen Henriettes Geschichten an – in Anlehnung an den Auftakt der rumänischen Märchen aus der alten Heimat. So übersetzt Iris Wolff den Satz: „*A fost odată ca niciodată*“ (wortwörtlich: „Es war einmal wie niemals“). Frei wie ihre Übersetzung ist ihre Assoziationskette zu Siebenbürgen und ihre Namensgebung. Beflügelt ihre Sprache, verschlagen ihre Fiktion. Auf ihren eigenen Roman lässt sich dessen letzter Satz anwenden „...vielleicht brauchte es neunundneunzig Pfund Eisen, um die Leichtigkeit zu besitzen, mit neuen Geschichten zurückzukommen; jene Verschlagenheit, etwas mit aller Ernsthaftigkeit zu behaupten, was doch, wie jeder wusste, der einen Roman aufschlug, erfunden war.“ Iris Wolffs vier Erzählungen fügen sich nicht nur zu einem Roman, sie geleiten vielmehr mit sicherem Instinkt zu der Inspirationsquelle der Autorin: einer siebenbürgischen Berglandschaft, in der „die Wölfe die Lämmer küsst und die Bären mit ihren Schwänzen wedelten“.



Iris Wolff

So tun, als ob es regnet. Roman in vier Erzählungen. Otto Müller Verlag, Salzburg 2017, 166 Seiten, 18,00 Euro.

Stabilität, Variation, Kontinuität und wenig Neues

VON THOMAS SCHARES

Ein Lebenszeichen der germanistischen Linguistik in Rumänien gilt es hier zu besprechen. Vorliegender Band weiß mit einer enormen thematischen Bandbreite aufzuwarten, und mit zweien der Herausgeber zeichnen einer der wichtigsten Förderer und eine der, wenn nicht die Hauptfigur der germanistischen Linguistik in Rumänien einen Sammelband, der dem geneigten Leser ein repräsentatives Bild germanistisch-sprachwissenschaftlicher Forschung in Rumänien präsentiert.

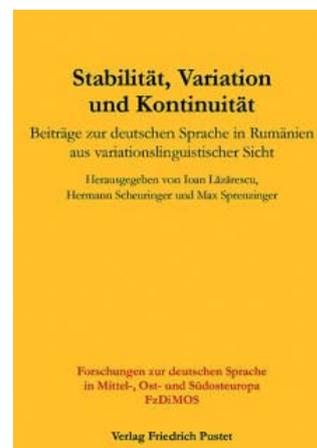
Die Narrative einer Kontinuität der Präsenz deutscher Sprache in Rumänien, die als sichtbare Spuren kultureller Präsenz greifbar werden, fungieren als der Aufhänger des Bandtitels – und stellen nicht so sehr Schlaglichter, und das wird in manchen Beiträgen dieses Bands deutlich, eines ephemeren Kulturkontakts dar, sondern vielmehr bezeugen sie die wichtige Rolle deutscher Sprache und Kultur in Rumänien, die neben dem romanischen Element durchaus keine blasse Rolle spielt.

Die gebotene Kürze einer Besprechung in diesem Rahmen kann schwerlich jedem einzelnen Beitrag gerecht werden, selbst eine bloße Erwähnung eines jeden der 22 Aufsätze ist hier nicht zu leisten; notwendig ist folglich eine schlaglichtwerfende Gesamtschau.

Leider muss allerdings gleich Erwähnung finden, dass unter den Beiträgen des Bands, die als Referate auf dem internationalen Germanistenkongress in Bukarest 2012 gehalten wurden, einige nicht so recht in das titulierte Rahmenthema passen wollen und sich dem oben skizzierten Radius deutlich entziehen – der Bandtitel ist so zuletzt der nicht stimmige Versuch, die höchst heterogenen Beiträge unter ein gemeinsames Motto zu zwingen: Was beispielsweise ein die deutsche und spanische Syntax vergleichender Beitrag in einem Band über „deutsche Sprache in Rumänien“ verloren hat, erschließt sich dem Benutzer und Rezensenten nicht. Vollkommen aus dem Rahmen fällt auch ein Beitrag zu sprachlicher Interaktion, der rein allgemein pragmalinguistisch ausgerichtet ist; einige weitere Beiträge sind in ihrer Ausrichtung eher historisch-volkskundlich und Sprache kommt darin nur am Rande vor. Vereinzelt gehen Beiträge auch glatt an ihrem titulierten Thema vorbei; für Beispiele ist der Platz an dieser Stelle nicht ausreichend. Auffällig ist ferner das starke Qualitätsgefälle der einzelnen Beiträge; in einigen Beiträgen ist nicht nur die Datenbasis dünn bis zweifelhaft, sondern es wird auch häufig auf veraltete bzw. nicht wissenschaftliche Sekundärliteratur verwiesen. Die noch immer nicht optimale Literaturversorgung als strukturelles Problem rumänischer Forschung wird entsprechend in den Beiträgen der in Rumänien forschenden

Beiträger/-innen greifbar. Thematisch-fachlich reicht die Bandbreite von der Diskurs- und Textlinguistik über die Onomastik, Lexikologie, Morphosyntax und Wortbildung, von Korpuslinguistik und Sprachgeographie bis zu Übersetzungspraxis und Lehrbuchanalyse. Dass in dieser Vielfalt die Einheit mitunter etwas abhanden kommt, ist einsichtig; so erfrischend diese Vielfalt allerdings sein mag, so wenig vermag sie am Ende in Form dieses Sammelbands zu überzeugen. Es wird auch beispielsweise in den meisten Beiträgen keinerlei erkennbare Trennlinie gezogen zwischen der deutschen Sprache der Siebenbürger Sachsen und ihrem Einfluss im Gegensatz zu den allgemeinen Einflüssen des Deutschen auf die rumänische Sprache und Kultur, die vorzüglich, aber nicht ausschließlich über die Donaumonarchie (mitunter auf dem Umweg über die Sachsen) ihren Weg fanden. Diese Trennung ist – zumindest bei variationslinguistischer Betrachtung – essentiell. Positiv zu erwähnen in dieser Hinsicht sind ein Beitrag über österreichische Schimpfwörter in Siebenbürgen und einer über Personennamen in der Maramuresch.

Alles in Allem bietet der Band ein repräsentatives Bild zur Erforschung der deutschen Sprache in Rumänien sowie auch der germanistischen Sprachwissenschaft in Rumänien; etwas mehr Bescheidenheit bei der Titelwahl dieses Sammelbands hätte den dadurch entstehenden verfälschenden Eindruck etwas entschärft, aber die Titelwahl mag verlegerischem Kakül und auch derzeit gängiger Wissenschaftspraxis geschuldet sein, die oftmals eine Tendenz zur Hyperbolisierung aufweist. Ob solche Formen der Publikation wissenschaftlicher (Nachwuchs-)Forschung allerdings tatsächlich ein Publikum, sei es ein wissenschaftliches oder ein aus interessierter Laienschaft geneigtes, finden – das mag an dieser Stelle offenbleiben und als Frage dem Band hinterherschickt sein.



Ioan Lăzărescu, Hermann Scheuringer, Max Sprenginger (Hg.)
Stabilität, Variation und Kontinuität. Beiträge zur deutschen Sprache in Rumänien aus variationslinguistischer Sicht.
Pustet Verlag, Regensburg 2016
(Forschungen zur deutschen Sprache in Mittel-, Ost- und Südosteuropa 2), 324 Seiten, 39,90 Euro.

„Es gab keinen Teil ihres Lebens, an dem ich nicht teilgenommen habe“

VON SILVIA PETZOLDT

Das vorliegende „Katzendorfer Tagebuch“ stammt aus der Feder Jürgen Israels, Lektor, Publizist und Autor. Israel erhielt im Mai 2013 den Dorfschreiber-Preis von Katzendorf/Cața in Rumänien, welcher vom siebenbürgisch-sächsischen Filmemacher und Dichter, Frieder Schuller, jährlich initiiert wird. Bereits der Titel des Buches verrät, dass es sich hier um eng mit dem Alltag in Siebenbürgen verknüpfte Aufzeichnungen handelt, die noch dazu von einem Nichtsiebenbürger verfasst wurden. In dieser Hinsicht erwartet der Leser gespannt, wie sich die fremde Perspektive im Schreiben widerspiegelt, welche Themen Israel aufgreift und ob bzw. wie sich das biografische Ich im Laufe der zwölf Monate in Siebenbürgen verändert.

Die Aufzeichnungen werden von einem Vorwort (Bernd Fabritius) und einem Nachwort (Frieder Schuller) eingerahmt. In einem Epilog verrät der Autor selbst, welche Bedeutung dieser Aufenthalt im multiethnischen Katzendorf für sein Lebenswerk hat.

Chronologisch erzählt Israel von seiner Ankunft im Dorf im Mai 2013 bis zu seiner Abreise ein Jahr später. Er bewohnt das ehemalige Pfarrhaus, welches der Familie Frieder Schullers gehört, ein zentraler Ort des Dorfes, welcher sofort die Aufmerksamkeit der Dorfbewohner auf sich zieht. Es sind Wahrnehmungen, Irritationen und Erfahrungen, die der Autor unterhaltsam schildert. Er fühlt sich in die fremde Umgebung ein, die einerseits faszinierend, andererseits bedrückend wirkt. Es schwebt eine gewisse Wehmut in den einzelnen kürzeren oder längeren Texten, die häufig auf die ärmliche Situation des Dorfes referieren. Diese bildet den roten Faden des Schreibens: Seit dem politischen Umbruch von 1989 und dem Wegfall der Planwirtschaft leben die 800 Zigeuner, die die Mehrheit der 1200 Dorfbewohner bilden, in großer Armut. Die Anwesenheit des Schriftstellers („*scriitor*“, S. 64) wird geradezu als „Goldgrube“ begrüßt: Israel wird mit dem prosperierenden Westen identifiziert.

Auffällig unterscheiden sich die Schilderungen im ersten Drittel des Buches vom zweiten Teil. Es ist eine behutsame Annäherung an den monotonen Alltag im Dorf in einer distanziert-berichtenden Weise. Israel beschreibt und umschreibt, was sich ihm darbietet: das Verhältnis der Dorfbewohner zur Natur und die Portraituren der Bewohner selbst, unter denen Elfriede, die einzige noch im Dorf lebende Siebenbürger Sächsin, mit ihrem Schicksal herausragt. Die alte Frau steht stellvertretend für eine siebenbürgische Gemeinschaft, die nach dem Zweiten Weltkrieg durch Deportation und Auswanderung in die Bundesrepublik in Siebenbürgen

keine Existenzgrundlage mehr besitzt. Israel greift Vergangenes auf, indem er von siebenbürgisch-sächsischen Friedhöfen oder Besuchen bei dem siebenbürgisch-sächsischen Pfarrer Eginald Schlattner erzählt. Für ihn als Außenstehenden sind es Einblicke in eine kulturelle Vielfalt, die sich kaum vergleichen lässt mit jener in Einwanderungsgesellschaften. Der fremde Blick verschmilzt mit den Perspektiven der Dorfbewohner selbst: Israel berichtet von Besuchen beim einzigen Friseur des Dorfes, in den ärmlichen Häusern der Rumänen und Zigeuner und lässt nicht aus, dass sich hinter dieser Tragik auch eine gewisse Komik verbirgt, die verlangt, das Leben so zu nehmen wie es ist und auf unüblichen Wegen an Einkommen zu gelangen.

Den Kern seiner im zweiten Teil des Buches eher abgeklärten Beziehung zum Dorf bildet die Freundschaft mit dem jungen rumänischen Hirten Gheorghe. Im ersten Teil der Aufzeichnungen ist noch von „dem Hirten“ die Rede, später von „Gheorghe“. Der Autor begleitet ihn auf die Weide, wird von ihm in den anstrengenden Alltag eingebunden. Die Nachricht, dass Gheorghe in Deutschland eine Arbeit annehmen wird, bedeutet für den Autor bereits den Abschied von Siebenbürgen.

„Ich habe mit den Dorfbewohnern, und das ist das Beste, was mir geschehen konnte, das Leben geteilt. Ich habe mit ihnen gearbeitet und gefeiert. Es gab keinen Teil ihres Lebens, an dem ich nicht teilgenommen habe“ (S. 185) – resümiert Israel. Die Aufzeichnungen sind all jenen zu empfehlen, die Einblick gewinnen möchten, in den Alltag eines Dorfes in Siebenbürgen und die Besonderheiten dieser Region. Darüber hinaus verdeutlichen diese, dass die multiethnischen Peripherien mitten in Europa sind und mahnt an, diese nicht aus dem Blick zu verlieren.



Jürgen Israel
Katzendorfer Tagebuch.

Pop-Verlag, Ludwigsburg 2016,
194 Seiten, 16,50 Euro.

Rumänien „in medialen Konstrukten“

VON KATHARINA BIEGGER

Hier soll es, wie die Herausgeber einleitend bemerken, nicht um das reale Rumänien gehen, sondern um „mediale Repräsentationen“, darum, wie das Land in den Medien erscheint. Dabei stehen nicht die stereotypen Zeitungsreportagen der letzten Jahre im Fokus - der Begriff der Medien ist wesentlich weiter gefasst. Die Artikel stammen von jüngeren Forscher/-innen aus der Literatur-, Sprach-, Kultur-, Medien- und Filmwissenschaft, deren Beiträge in dieser kurzen Rezension nicht alle einzeln gewürdigt werden können. Der Anspruch der Wissenschaftlichkeit steht zuweilen durch heftigen Fachsprachengebrauch einer leichten Lesbarkeit entgegen (S. 89: „Das Verstehen von Metaphern seitens des Textrezipienten [stellt] einen kognitiven Prozess dar, bei dem der Rezipient durch konzeptionelle Elaboration eine Repräsentation emergenter Art kreiert und damit deutlich über die Bestandteile der expliziten Informationskomponenten hinausgeht“).

In einem von vier Beiträgen zur Literatur widmet sich Ulrike Krieger-Hotz mit einer textlinguistischen Analyse den stilistischen Eigenarten Herta Müllers. Krieger-Hotz zeigt, wie die Werke der Nobelpreisträgerin insbesondere durch ihre starke und ungewöhnliche Bildhaltigkeit (oft körperbezogene Metaphern enthaltend) geprägt werden. Durch musterartige, abgehackte Anordnungen von Elementen auf der syntaktischen Ebene gelinge es der Autorin, Bedrohung, Gewalt und Angst sprachlich zu inszenieren und damit für den Leser die Realität Rumäniens in der Ceaușescu-Periode zu evozieren.

In seiner Studie zur „Satzlänge als latente Interpretationsfolie in Richard Wagners Roman ‚Miss Bukarest‘“ misst und zählt Günter Koch penibel aus, wie viele Wörter die einzelnen Sätze in den drei Teilen des Romans – der bei seinem Erscheinen 2001 im deutschen Feuilleton einige Kritik einstecken musste – enthalten. Auf dieser zahlen- und diagrammgesättigten Basis gelangt Koch zu inhaltlich relevanten Einsichten: Durch seinen u.a. durch sehr kurze Sätze charakterisierten Monologstil beschwöre Wagner die Atmosphäre des Misstrauens, der Vereinzelung und Verunsicherung herauf, die in der kommunistischen rumänischen Gesellschaft herrschte. Auf diese Leistung des Buches stützt Koch abschließend sein Urteil, Wagners Roman sei zweifellos preiswürdig.

Zentral zum Thema arbeitet Lars Bülow mit seiner korpuspragmatischen Untersuchung von deutscher Zeitungsberichterstattung nach einem Gerichtsurteil, dass EU-Bürgern in Deutschland in zuvor so nicht anerkanntem Maße Sozialleistungen zustünden. Bülow zeigt auf, wie als Armutsmigranten fast stets Rumänen (ggf. Bulgaren) genannt werden. Das setzt sich in der Wahrnehmung

der Leser fest, während die zahlreichen Arbeitsmigranten, die Sozialversicherungsbeiträge bezahlen, aus der Optik verschwinden: Rumänien und Rumänen erscheinen in „negativem framing“.

Die politisch-ideologische Indienstnahme des Mediums Film führen Teresa Scheurl und Dieter Müller anhand der Untersuchung von drei Historienfilmen der Ceaușescu-Periode vor: In den Auseinandersetzungen zwischen Dakern und Römern wird der Ursprungsmythos des „rumänischen Volkes“ propagiert, während Decebal und Burebista der Legitimation der Führerfigur dienen, wobei die Autoren überzeugend aufzeigen können, wie die Realisierung zum jeweils aktuellen Kontext passte.

Verena Schmöller wirft einen Blick auf die international erfolgreiche heutige Filmproduktion des Landes und prüft, inwiefern dabei von einer einheitlichen Bewegung („neue Welle“) gesprochen werden könne. Verändert jedenfalls haben sich die Produktionsbedingungen, was denn auch ein verbindendes Element abgibt für alle jüngeren Regisseure.

Überhaupt nicht genannt hingegen wird Rumänien in dem Beitrag von Dennis Gräf zu „Geschlechterkonstruktionen im deutschen Vampirfilm“. Der Filmwissenschaftler, einer der Herausgeber, betrachtet die sieben deutschen Verfilmungen des Vampir-Motivs seit „Nosferatu“ (1922) – damit ist der Bezug zum Thema des Sammelbandes aber auch schon erschöpft. Mit demselben langlebigen Topos der Populärkultur befasst sich auch Martin Hennig: Er analysiert den Handlungsraum ‚Transsylvanien‘ in Videospiele, wobei er feststellt, dass in diesen neuen Medien stark mit Verweisen auf frühere Werke gespielt und an die traditionellen Stereotype („entvölkerte, unzivilisierte Wildnis“) angeknüpft wird.

Mit dem Eurovision Song Contest schließlich greifen Stefanie Großmann und Hans Krahe eine unterhaltsame Bühne für mediale Präsenz auf; dabei analysieren sie einzelne Beiträge Rumäniens auf der Suche nach charakteristischen Elementen der nationalen Selbstpräsentation, wobei sich allerdings keine durchgehend verbindende Linie abzeichnet.

Wie die kurzen Zusammenfassungen oben zeigen, werden hier recht diverse Beiträge versammelt – ein abwechslungsreicher Themenstrauß, wo sich der Leser aussuchen kann, worauf er seine Aufmerksamkeit richten will.

Dennis Gräf, Verena Schmöller (Hg.): Rumänienbilder. Mediale Selbst- und Fremddarstellungen. Schüren Verlag, Marburg 2016 (Schriften zur Kultur- und Mediensemiotik), 256 Seiten, 24,90 Euro.

Wie aus Verbündeten Gegner wurden

VON ERNST MEINHARDT

Denkt man an kommunistische Geheimdienste, meint man: Alles ein und dasselbe. In gewisser Hinsicht stimmt das ja auch. Auch wenn es nirgends schwarz auf weiß steht: Ihre Hauptaufgabe bestand darin, den Mächtigen die Macht zu erhalten. Wie sie das taten, darin unterschieden sie sich kaum. Nur in einer Sache gab es Unterschiede: in der Zusammenarbeit über Staatsgrenzen hinweg. Das wird im Fall DDR – Rumänien besonders deutlich.

Bis Mitte der 1960-er Jahre war die Kooperation der beiden Geheimdienste – Ministerium für Staatssicherheit (MfS, kurz Stasi) der DDR und Securitate in Rumänien – selbstverständlich. Dann entzweiten sie sich. Die Weichen dafür wurden im April 1964 auf einer Tagung des Zentralkomitees der Rumänischen Arbeiterpartei gestellt. Dort stellte sich Rumäniens kommunistische Führung auf den Standpunkt, dass alle kommunistischen Parteien unabhängig und gleichberechtigt sind und alle sozialistischen Staaten souverän.

Diese Position machte sich auch die Securitate zu eigen und stellte die Zusammenarbeit mit dem Ministerium für Staatssicherheit der DDR weitgehend ein. Bis dahin hatten die beiden Geheimdienste intensiv zusammengearbeitet, beispielsweise beim Ausspionieren rumänischer Emigranten. Die Stasi half der Securitate, Leute aus West-Deutschland bzw. West-Berlin in die DDR zu entführen. Von dort wurden sie nach Rumänien gebracht und vor Gericht gestellt. Wer Glück hatte, wurde nur zu Zuchthaus verurteilt. Es gab aber auch Todesurteile, die vollstreckt wurden, wie der Fall des Emigranten Oliviu Beldeanu belegt. Ins Visier der Securitate gerieten in den 1950er und 1960er Jahre aber nicht nur Rumänen, sondern auch aus Rumänien stammende Angehörige der deutschen Minderheit. Einer von ihnen, Franz Kleitsch, wurde von der Securitate erpresst, sein Amt als Vorsitzender der Landsmannschaft der Banater Schwaben in Berlin aufzugeben. Erst dann dürften seine Eltern aus Rumänien ausreisen.

Eigentümlicherweise thematisierte die Stasi-Führung den Bruch von 1964 nur selten. In einer Rede vor Vertretern kommunistischer Geheimdienste in Ostberlin bedauerte Stasi-Chef Erich Mielke 1967, dass sich Rumänien einer Zusammenarbeit verweigert. Mit ähnlichen Informationen kehrte – ebenfalls 1967 – sein Stellvertreter Markus Wolf von einer Besprechung mit der Führung des sowjetischen Geheimdienstes KGB aus Moskau zurück. 1971 sprach Wolf mit seinem rumänischen Gegenpart Nicolae Doicaru offen über die bestehende Kluft. Diese drei Dokumente gehören zu den wenigen, die direkt und offen den Riss zwischen der

Securitate und den übrigen kommunistischen Geheimdiensten ansprechen.

Nachdem Truppen des Warschauer Paktes im Sommer 1968 die Tschechoslowakei besetzten und der rumänische Staats- und Parteichef Nicolae Ceausescu offen dagegen protestierte, sahen die DDR und Rumänien im jeweils anderen Staat einen potenziellen Gegner. Die Securitate gründete noch 1968 eine Abteilung zur Abwehr anderer kommunistischer Geheimdienste. Im Gegenzug errichtete das MfS eine Spionagezentrale in der DDR-Botschaft in Bukarest.

Nach 1973 ist in den Stasi- und Securitate-Akten keine reguläre Zusammenarbeit zwischen den beiden Geheimdiensten mehr dokumentiert. Doch Rumänien blieb für die Stasi ein Thema. So zum Beispiel in den 1980er Jahren, als sich die politische und wirtschaftliche Lage in Rumänien dermaßen verschlechterte, dass Rumänien-deutsche sogar die Ausreise in die DDR für erstrebenswert hielten. Nach Rücksprache mit dem DDR-Außenministerium und dem MfS erhielt die DDR-Botschaft in Bukarest 1986 die Weisung, von Rumänien-Deutschen keine Anträge auf Aufnahme in der DDR mehr anzunehmen, „wenn nicht Kinder, Eltern oder Geschwister in der DDR wohnhaft sind.“

Über diese und viele weitere Themen berichtet Georg Herbstritt in seinem neuesten Buch „Entzweite Freunde – Rumänien, die Securitate und die DDR-Staatssicherheit 1950 bis 1989“. Der aus dem Schwarzwald stammende Historiker ist Wissenschaftlicher Mitarbeiter beim Bundesbeauftragten für die Stasi-Unterlagen in Berlin. Für sein Buch recherchierte er jahrelang in den Archiven der Stasi und der Securitate. Darüber hinaus führte er zahlreiche Interviews mit Wissensträgern. Sein Buch ist so spannend geschrieben, dass es schwerfällt, es aus der Hand zu legen.



Georg Herbstritt
Entzweite Freunde. Rumänien, die Securitate und die DDR-Staatssicherheit 1950 – 1989.
Vandenhoeck & Ruprecht,
Göttingen 2016, 482 Seiten,
40 Euro

„Wege in die Freiheit“

VON ANTON STERBLING

Im Jahr 2013 erschien das aufschlussreiche Buch „Kauf von Freiheit. Dr. Heinz-Günther Hüsich im Interview mit Hannelore Baier und Ernst Meinhardt“. Nun folgt ein weiterer informativer Band zur Problematik des Freikaufs der Deutschen aus Rumänien unter maßgeblicher Mitwirkung des langjährigen Verhandlungsführers der Bundesrepublik Deutschland in dieser Sache, Dr. Heinz-Günther Hüsich, und unter Nutzung verschiedener aussagekräftiger Unterlagen und Dokumente. Als Autoren wirken im vorliegenden Fall Peter-Dietmar Leber und Hannelore Baier mit.

Der Band wird durch einen allgemeinen, wesentliche Entwicklungen gerafft zusammenfassenden Abriss der zeithistorischen Zusammenhänge der Aussiedlungsgeschichte der Deutschen aus Rumänien von P.-D. Leber eingeleitet. Dem schließt sich als erstes wiedergegebenes Dokument das Schreiben des damaligen Bundesinnenministers Wolfgang Schäuble vom 3. Juni 2009 an, durch das Hüsich von seiner Schweigepflicht entbunden wird. Es folgt eine knappe, aber doch wesentliche Aspekte erfassende, rückblickende Darstellung der Familienzusammenführungsbemühungen bis zu Hüsichs Beauftragung 1968 sowie eine Erläuterung zu dessen in fünf Bänden vorliegendem „Rechenschaftsbericht“, auf den die wiedergegebenen Dokumente und Quellen dieses Bandes zurückgehen. Außerdem ein 1992 verfasstes, sehr aufschlussreiches „Vorwort“ dieses Berichts, dem unter anderem zu entnehmen ist, dass die „entscheidende Person“ auf rumänischer Seite tatsächlich Staatspräsident Nicolae Ceaușescu gewesen ist, und die Hauptakteure der operativen Ausführungen zumeist Angehörige des rumänischen Auslandsgeheimdienstes, die zum Teil auch namentlich genannt werden (S. 33). Ebenso werden Motive, Methoden wie auch Unwägbarkeiten und Risiken des gesamten Unterfangens klar und umsichtig umrissen.

Der Aufbau der folgenden, chronologisch aneinander anschließenden Teile folgt einem einheitlichen Darstellungsformat, das aus einer Einschätzung der jeweiligen politischen Situation von Heinz Günter Hüsich, kurzen Erläuterungen zur Lage in Rumänien von Hannelore Baier, einer pointierten Zusammenfassung der Geschehnisabläufe und Verhandlungsschwerpunkte, ebenfalls von Hüsich, sowie der mehr oder weniger umfangreichen Dokumentation einzelner Materialien wie Gedächtnisniederschriften, Schriftwechsel, Vertragstexten, Protokollen, relevanten gesetzlichen Bestimmungen usw. besteht. Die Auswahl der wiedergegebenen Dokumente und Textauszüge erfolgte mit dem Blick und Gespür des gründlichen Kenners und Hauptakteurs auf deutscher Seite und erscheint damit auch entsprechend aussagekräftig und aufschlussreich.

Dabei wurden bestimmte Schlüsseljahre mit Ereignissen und Entscheidungen von zumeist weichenstellender Bedeutung ausgewählt, und zwar die Jahre 1968, 1969 und 1970, am Anfang der Verhandlungstätigkeit von Hüsich, sodann 1973 und 1978, und in den 1980er Jahren die Jahre 1981, 1982, 1983 wie auch 1987, 1988 und 1989. Es ging dabei vor allem um Bedingungen der Familienzusammenführung bzw. der Ausreisegewährung, um Größenordnungen der Aussiedlungsfälle pro Jahr, um im Laufe der Zeit steigende und personengruppenspezifisch differenzierte Beträge, Forderungen und Gegenleistungen der deutschen Seite, um Nebenvereinbarungen und viele andere, recht merkwürdige und zum Teil auch seltsame Verhandlungsaspekte.

Aus der Vielzahl zumeist sehr interessanter und im Detail besonders bezeichnender Geschehnisse und Dokumente des Gesamtzeitraums soll an dieser Stelle exemplarisch lediglich ein zeithistorisch besonders wichtiger Ereigniszusammenhang, gleichsam zum Abschluss des gesamten Verhandlungsprozesses, herausgegriffen werden. Am 4.12.1989 gab Dr. Anghelache eine Erklärung ab, in der sich u.a. folgende Aussagen finden: „Die rumänische Seite bringt Ihnen ihre Entscheidung zur Kenntnis, die vertragliche Konvention zu annullieren, die mit Ihnen abgeschlossen wurde bezüglich der endgültigen Ausreise rumänischer Staatsangehöriger mit deutscher Volkszugehörigkeit. (...) Also künftig wird die westdeutsche Seite nicht mehr die Verpflichtung haben, für Personen Zahlungen zu leisten, die endgültig aus der Sozialistischen Republik Rumänien in die Bundesrepublik Deutschland ausgereist sind.“ (S. 247) Bemerkenswert ist diese überraschende Wende insofern, als sie zweifellos als ein deutliches Anzeichen des sodann auch kurz vor Weihnachten des Jahres 1989 erfolgten Zusammenbruchs des Ceaușescu-Regimes zu werten ist.



**Heinz-Günther Hüsich,
Peter-Dietmar Leber,
Hannelore Baier**
Wege in die Freiheit. Deutsch-rumänische Dokumente zur Familienzusammenführung und Aussiedlung 1968-1989.
Hüsich & Hüsich Verlag, Aachen
2016 (Banater Bibliothek 15),
382 Seiten, 34,80 Euro.

Deutsch-Rumänische Gesellschaft

c/o Dr. Gerhard Köpernik • Horstweg 39 • 14059 Berlin
www.deruge.org

Vorstand

Präsident Dr. Gerhard Köpernik

Vizepräsidentin Hermine-Sofia Untch

Schatzmeister Tony Krönert

Schriftführerin Mona Vintilă

Beisitzer Christof Kaiser

Wilfried Lohre

Marianne Theil

Natalia Toma

Beirat

Carmen-Francesca Banciu

Axel Bormann

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Dahmen

Prof. Dr. Ruxandra Demetrescu

Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wilfried Heller

Alexander Roth

Dr. Josef Sallanz

Bezug der Deutsch-Rumänischen Hefte (DRH)

Mitglieder der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft (DRG) erhalten die DRH kostenlos.

Wir haben diese Ausgabe der DRH auch auf verschiedenen Wegen an andere Personen und Institutionen versandt. Wenn Sie zu diesem Kreis von Lesern gehören möchten, können Sie uns mit diesem Coupon Ihren Wunsch bezüglich des künftigen Bezugs der DRH mitteilen:

- Ich möchte die DRH regelmäßig beziehen und daher Mitglied in der DRG werden.
- Ich möchte die DRH gegen eine Spende beziehen, ohne Mitglied in der DRG zu werden.
- Ich möchte die DRH keinesfalls weiter beziehen, auch keine weitere kostenlose Ausgabe.
- Ich möchte eine Anzeige in den DRH schalten oder eine Spende tätigen.

Ich habe folgende Vorschläge:

Folgende Personen/Institutionen könnten sich ebenfalls für die DRH interessieren:

Bitte vergessen Sie nicht die Angabe Ihres Namens und Ihrer Anschrift und senden Sie diesen Coupon an die Adresse der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft oder an redaktion@deruge.org.

Beitrittserklärung

Ja, ich trete der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei!

Den Jahresmitgliedschaftsbeitrag von 60 Euro (zu den Ermäßigungsmöglichkeiten siehe unter www.deruge.org, Beitritt) überweise ich auf das Konto der Deutsch-Rumänischen Gesellschaft bei der Postbank Berlin
IBAN: DE94100100100000230108 • BIC: PBNKDEFF

Deutsch-Rumänische
Gesellschaft
Herrn Tony Krönert
Deulstraße 22
12459 Berlin

Name:

Anschrift:

E-Mail:

Telefon:

Ort, Datum, Unterschrift: